

Der Reisegefährte

auf den

Wanderungen in die reizenden
Gegenden

L i e f l a n d s.

Erste Wanderung,

von Riga aus längs dem Ufer der Na
bis Wenden.



R i g a,

E. M. Müller

1804.

Alexandern dem Ersten,

dem

Allgeliebten,

dem Vater des Vaterlandes,

dem Gründer des Volksglücks,

widmet in tieffter Unterthänigkeit diese Blätter

der Verfasser.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Einleitung. Der Reisegefährte an den Leser.	
Ansicht von Hinzenberg.	3
Der Wald.	6
Die erste Ansicht der Aa.	11
Die Heerstraße.	18
Der Cronenberg'sche Krug.	23
Der Glanz des Hofes zu A.	33
Zweite Ansicht der Aa.	36
Der Weg nach Segewold.	41
Ruine von Segewold.	43
Der Brandweinsbrand.	48
Der Weg ins Thal.	54
Eremonen.	56
Die Gründung der Hierarchie.	59
Treiden.	65

	Seite
Rückblick in die Vorzeit. = = =	67
Die Gutmannshöhle. = = =	79
Die Aa. = = =	85
Der Livenberg. = = =	90
Der Weg nach Nurmis. = = =	94
Der Winterweg. = = =	97
Der Park. = = =	105
Der Ueberdruß. = = =	109
Die Paltmarsche Mühle. = = =	112
Auf dem Berge. = = =	115
Wenden. = = =	120
Die Belehrungssucht. = = =	125
Die Ruinen des Wendenschen Schlosses.	128
Die Sprengung des Schlosses. = = =	135
Blick in die Zukunft. = = =	142

E i n l e i t u n g.

Der Reisegefährte an den Leser.

„Besorgen Sie mir doch einen Lohnbedienten,“ sagt der Reisende zu seinem Wirth, wenn er in dem Gasthose irgend einer großen Stadt einkehrt, sollte er auch selbst von der Geschichte, und dem Sehenswerthen derselben, genauer unterrichtet seyn, als jener es je werden kann.

Der Lohnbediente erscheint. Er schwätzt, während des ersten Ausgangs mancherlei, das den Reisenden nicht interessirt, spricht von mehreren Merkwürdigkeiten, von denen der erstere, die meisten besser kennt als er; aber, mag er doch schwätzen! Aus seinen Erzählungen über ein Haus, bey dem sie eben vorüber gehen, er-

fährt der Reisende, daß dies das Gebäude sey, wo er eine längst zu sehen gewünschte Seltenheit finden wird.

Er hat sie gesehen, und sie gehen weiter. —

Der Geschwätzige zeigt ihm im Fortschreiten einen Platz, auf welchem in der Vorzeit eine That vollführt wurde, die noch nach Jahrhunderten Schauern erregt. — Der Reisende weiß alle Umstände besser, aber es ist ihm doch lieb, daß er auf die Stelle aufmerksam gemacht wurde, und ob er gleich über die unvollständige Erzählung des Cicerone heimlich lächelt, so folgt er ihm doch gutmüthig weiter, ohne den Plauderer zu unterbrechen.

Dies ist der Gesichtspunkt, aus welchem der Reisegefährte angesehen zu werden wünscht.

Mehr erwarte man nicht, wer mehr zu finden hofft, lege das Blatt nur gleich bei Seite.

Erste Wanderung,

von Riga aus, längs dem Ufer der
Na bis Wenden.

Ansicht von Hinzenberg.

Wenn man sich durch die Sandfläche, von Riga aus bis zur zweiten Poststation, durchgearbeitet hat, so wendet sich der Weg von der großen Heerstraße zur rechten Seite ab. Eine Strecke fühlt man es noch, daß man nicht lange die Sandebenen verlassen, denn man trifft noch auf dem Wege vielen Flugsand an. Bald aber wird der Boden fester. Zu beiden Seiten des Weges ragen schon hin und wieder Feldsteine aus dem Boden hervor; das Heidekraut, das noch kurz zuvor ganze Flächen bedeckte, ist verschwunden, üppigere Grasarten bedecken den

Boden, und das Krüppelholz hat sich gänzlich verloren.

Die Bäume stehen nicht mehr einzeln am Wege, immer dichter und dichter werden die Baumgruppen, bis man endlich in den großen Hinzbergischen Wald kömmt.

Anfänglich besteht er blos aus Nadelholz, das aber weiterhin mit Laubholz gemischt ist. Der Weg, eine Art von Chaussee, wird äußerst gut, die kleine, aber geschmackvolle Kirche, die zu dem Gute Wangasch gehört, und mitten in dem Walde, ohnweit dem Wege, linker Hand liegt, eilt schnell den Blicken vorüber; schneller als die, in den Sandgesilden belegene Kirche bey Langenbergen, die immer und immer entfernt bleibt, und wie ein verwünschtes Schloß den Reisenden äßt.

Noch eine Weile fährt man in dem Walde fort, den einzelne Bauerhütten zuweilen unterbrechen. Allmählig ermüdet seine Einförmigkeit.

Endlich öfnet sich eine Durchsicht, in eine breite Allee, die den Horizont zum Hintergrunde, und den dicken Wald zu Seitenwänden hat. Von unten steigen Gebäude in der Entfernung herauf, und endlich steht das schön gebaute Guth Hinzensberg im Grunde des Perspektives da.

Zwischen demselben, und dem Wege, auf welchem man sich nähert, ist eine Vertiefung, die man nicht vermuthet. Man ist allmählig bergan gefahren, und der kleine Bach, der hier in der Tiefe ströhmmt, hat sich ein enges Bette durchgewählt. Die Gegend ist hier schon überraschend genug für den Wanderer aus den Sandebenen, da bis hiezu die Aussicht durch den dichten meilenlangen Wald, auf allen Seiten versperrt war. Ein ströhmender Bach rauscht zu seinen Füßen über Steine und Felsen hin, neben und über ihm entspringen Quellen, die über den Kieselboden forttriefeln, und kleine Felsmassen bilden sich hier in der Vertiefung in groteske Formen.

Auf der andern Seite des Baches führt ein steiler Kieselweg bergan, aber ehe wir diesen betreten, ins kleine Wäldchen linker Hand, das den Wanderer so freundlich zum Ausruhen locket.

Der Wald.

Das Gehölz, das wir nun im Rücken haben, ist ein Arm des großen Rodenpoisschen Waldes, der sich meilenweit in die Länge und Breite hinzieht, der ganze Strecken hat, die noch kein menschlicher Fuß betrat, und die bloß ein Aufenthalt wilder reißender Thiere sind. Man versucht indessen alles mögliche, um diese Waldungen kleiner zu machen, und was üble Wirthschaft nicht vermag, das müssen die fast jährlichen großen Waldbrände erzwicken helfen.

Gewöhnlich entstehen diese Brände in der heißen Jahreszeit, in welcher das dann dürre trockene Heidekraut, und die dazwischen schwankenden Wacholdersträucher, das Feuer schleunig verbreiten helfen, und in welcher der geringste Windstoß die Flamme zu einer Feuerfluth macht, die sich unaufhaltsam fortwälzt. Dicke Rauchwolken steigen dann plötzlich hintereinander empor, verfinstern manchmal selbst die Sonne, und bedecken mit einem schwarzen dampfenden Schleier den Horizont.

Hat das Feuer erst einen beträchtlichen Theil des Waldes gefaßt, so sind alle Gegenanstalten Kinderspiele, nur die im Walde befindlichen Kreuzwege, oder ein wohlthätiger Regen können das auf dem Boden fortlaufende Feuer aufhalten.

Nachts steht der ganze Horizont geröthet da. Von dem unten auf dem Boden flatternden, und die harzigen Nadeln der Tannenbäume ergreis

fenden Feuer, werden die Dampfwolken glühend helle. Die Bewohner des Waldes werden aus ihrem Lager geschreckt. Brüllend suchen die reißenden Thiere Schutz. Ihr Geheul verbindet sich mit dem Zischen der Flamme, und macht dieses fürchterliche Schauspiel noch schrecklicher.

Ist das Feuer gelöscht, und sind die auf der Brandstelle befindlichen Bäume noch nicht abgehauen, so steht ein verdorrter Wald da, der ganze Boden ist eine unfruchtbare graue Ebene, in welcher die schwarz gebrannten Stämme schauerlich aufgerichtet sind. So wie aber von Zeit zu Zeit mehrere dieser Stämme gefällt werden, wird dieß Leichensfeld immer fürchterlicher, bis zuletzt die ganze Fläche dem Auge eine unabsehbare Wüste darbietet.

Fast immer entstehen diese Waldbrände aus Nachlässigkeit; zuweilen aber wird das Feuer mit Vorsatz angelegt. Der Herr des Gutes zeichnet nach einem Waldbrande gewöhnlich diese

ausgebrannte Stelle zur Hölzung an, sie ist den Bauern gelegener, als die vielleicht zuvor angewiesene war: aber der Schade ist für die Nachkommenschaft nicht zu berechnen, denn viele Jahre hindurch steht diese Aschenfläche, ein Bild der Verheerung da, ehe sich wieder ein Bäumchen dort ansiedelt.

In unsern Gegenden ist der Holzmangel, den wir jetzt schon sehr empfinden, und der immer merkbarer wird, eine drückende Noth. Vor wenigen Jahrhunderten war die Sandebene, die wir vor kurzem passirten, ein dicker Wald, der bis an die Thore von Riga reichte, und man erstaunt jetzt darüber, wenn man den geringen Preis hört, mit welchem man damals seine Feuerung bestreiten konnte.

Man hat zwar schon manche Verordnungen erlassen, um diesem wachsenden Uebel Einhalt zu thun. Es ist unter andern bei schwerer Strafe

verboten, an den Wegen mitten im Walde Feuer anzumachen: Aber fast auf jeder Straße, fast zu jeder Jahreszeit findet der Reisende solche rauchende Stellen, die der kleinste Windstoß zur Flamme anfacht, und die nur zu oft die Urheber solcher Verheerungen werden.

Sollte nicht vielleicht eine Verordnung, daß von beiden Seiten der Landstraßen das Holz 30 bis 40 Faden niedergehauen werden müßte, der Absicht des Gesetzgebers eher entsprechen? Sollte nicht —

Doch wohin verirre ich mich! — Lassen sie uns lieber unsern Wanderstab weiter setzen.

Der Weg im Wäldchen, neben welchem der Bach über Kiesel und Steine herabhüpft, führt immer tiefer hinab. An manchen Stellen ragen Felsstücke über den Weg hin. Das kleine Thal schließt sich immer enger zu, und die, von beiden Seiten der Abhänge sich in einander wickeln:

den Gesträuche, wölben über dem Pfad ein undurchdringliches grünes Dach. Kein Horizont ist hier sichtbar.

Aber dort zur linken Hand wendet sich der Weg aufwärts. Hinauf die Stufen! immer weiter hinauf! Der Schirm dort ganz oben, so wohlthätig für den Wanderer angelegt, ist der Standpunkt, den wir zu erreichen suchen! Hier ist —

Die erste Ansicht der Aa.

Sey mir gegrüßet, freundlicher Strohm, und du liebliches Thal, das sich vor meinen Blicken entfaltet! Wenn hier ein milder Tag freundlich lacht, dann eile her, wem es im Innern tobt und drängt. Schüttet hier eure Klagen aus,

Ihr Unglücklichen alle! die ihr es seyd, und die ihr es zu seyn wähnet. Hieher den Blick auf den Strohnm, der so ruhig dahin wallt, obgleich er durch seine Ufer gezwungen wird, sich bald zur rechten, bald zur linken Seite zu wenden. In seinen Wendungen ist er eures Schicksals Bild. Sucht ihn auch zu erreichen in seiner Ruhe.

Ein weit gestrecktes Thal liegt vor unsern Blicken. In verschiedenen Krümmungen schlängelt sich der Strohnm zwischen den belaubten Anhöhen fort. Blühende Felder und Wiesen liegen zu unsern Füßen. Unten im Thale bearbeitet der fleißige Landmann seinen Acker. An den Anhöhen weidet seine Heerde im Borholze, und damit kein Raubthier sich aus dem benachbarten Walde derselben nähere, rufen die Hüter einander zu, und das Echo giebt ihnen ihre Töne vervielfältigt zurück.

So bald der Winter hier eintritt, verändert sich die Scene ganz. Der Strohalm erstarrt, eine weiße Leichendecke verhüllt die todte Vegetation, die Ebene, die jetzt vor uns liegt, ist unwegsam, und dieses Thal wird beinahe eine Emdde. Der Wirbelschnee, der selbst schon kleinere Vertiefungen auf den Landstraßen oft dergestalt anfüllt, daß man sich ganz neue Wege, in einer ziemlichen Entfernung von den gewöhnlichen, bahnen muß, jagt sich hier zwischen den Klüften und an den Anbergen mehrere Klastern hoch zusammen. Oft werden die kleinern Nebengebäude einer Bauerwohnung, die zu nahe an einem Anberge liegen, ganz zugeweht, und wenn nicht gleich nach einem solchen Wetter Anstalten getroffen würden, das Häuschen von seiner Last zu befreien, so würde man bei einem zweiten Schneeestöber schwerlich nur eine Spur finden können, die es ahnden ließe, wo dasselbe gestanden.

Vor einigen Jahren entstand in der Gegend um Niga ein solcher Wirbelschnee. Er hielt ganz ungewöhnlich mehrere Stunden an, und dauerte bis in die Nacht hinein.

Selbst am hellen Tage wurde es beinahe finstern, der Schnee wirbelte sich in dichten Kreisen auf und abwärts. — Nichts fällt alsdann zur Erde herab, alles wird wieder in die Höhe gehoben, und durch die aus der oberen Luft sich immer mehr herabsenkenden Schneeflocken, entsteht zuletzt eine beinahe verdickte Masse, die, sich immer kräuselnd, jeden Gegenstand, selbst in einer kleinen Entfernung unkenntlich macht. Keine Spur eines Weges ist dann sichtbar. Kein Kennzeichen zu entdecken, an dem man es nur ahnden könnte, wo man wäre. Die Landleute und Postknechte, die diese Naturerscheinung kennen, suchen, falls sie auf dem Wege sind, das erste beste Haus, und bleiben dort so lange, bis sich das Wetter geändert hat.

Höchst selten stürmt es indessen in unsern Gegenden so lange wie dieses mal. Niemals aber ist dieser wirbelnde Sturm hier so anhaltend, wie er in den nördlicher gelegenen asiatischen Provinzen unseres Reiches zu seyn pflegt, wo oft dadurch, mehrere Tage lang, alle Communicationen, auch zwischen selbst nah gelegenen Wohnungen abgerissen werden.

Damals hielt er beinahe zwölf Stunden an, und währte bis in die Nacht hinein. Als es dunkel wurde, tappte man selbst in der Stadt, die doch erleuchtet ist, im Finstern. Die Laternen gaben gar keinen Schein von sich, man sah' bloß, wenn man sich ihnen näherte, einen kleinen flimmernden Punkt, einen Stern sechster Größe. Man stieß, man wurde gestoßen. Achtung! Hieher! hörte man von allen Seiten erschallen. Ein dumpfes tosendes Gewirre! Indessen fand man sich doch zurechte.

Wer aber aus der Stadt nach der Vorstadt, oder aus dieser nach der Stadt wollte, konnte sich leichter irren.

Der gemauerte Eingang im Glacis vor dem Sandthore, welcher bey Nacht die einzige Passage nach der Vorstadt ist, war zugewehrt. Mehrere Personen brachten einige Stunden auf einer Strecke zu, die man sonst in fünf Minuten abzulegen pflegt, manche kehrten nach vieler angewandten Mühe wieder zurück, einige fanden selbst den Rückweg nicht wieder, und mußten einen Theil der Nacht unter freiem Himmel zubringen.

Auf der Eisfläche der Düna irrten mehrere Personen dergestalt, daß sie nach vieler Mühe, endlich das gegenseitige Ufer erreicht zu haben glaubten, sich aber wirklich, nach einigen in Angst und Schrecken zugebrachten Stunden, wieder bei dem nämlichen Ufer befanden, von welchem sie ausgegangen waren. Einige irrten

Zwei Personen wurden des andern Tages erstarrt auf dem Eise gefunden.

Tages drauf erwartete man den Großfürsten Constantin. Die Wege wurden so schleunig als möglich fahrbar gemacht. Auf einer Stelle zwischen Riga und Mitau war es aber gar nicht möglich, auf dem gewöhnlichen Wege die Fahrt zu eröffnen. Auf allen Seiten waren Berge von Schnee zusammen gethürmt, und nur ein einziger Bauer hatte sich über diese Berge aufs Gerathewohl gewagt, war aber über eine verwehte Hütte gefahren. Mehrere folgten dieser Spur. Diese einzige Passage wurde für diesen Tag der fahrbare Weg, und selbst der Großfürst fuhr kurz darauf über das Häuschen. Nach einigen Tagen ward die gewöhnliche Passage wieder geöffnet.

Aber wo gerathe ich hin! — Ich stehe am Ufer der Na, will dort die Natur belauschen, und ein Wirbelschnee treibt mich bis in die

Gegend von Mitau zurück. Eilen wir, um bald auf die große Heerstraße zu kommen; ich stehe für nichts, ehe ich nicht auf derselben wieder festen Fuß fasse.

Die Heerstraße.

Wir haben sie glücklich erreicht! Das Guth Hinzenberg liegt uns schon im Rücken. Laß die Pferde, lieber Leser, immer im gestreckten Trabe laufen. Der Weg ist sehr schön, und der Wagen rollt von selbst auf der Straße weiter.

Die guten Wege, die sich durch ganz Lief-land verbreiten, sind ein Werk des verstorbenen General Gouverneur Browne, der sich schon hierdurch allein bey den Nachkommen ein bleibendes Denkmahl errichtet hat.

Jedes Guth, hat nach Maßgabe seiner Größe eine bestimmte Strecke des Weges im guten Stande zu erhalten, und auszubessern, und da die Wege des ganzen Landes auf den gesammten Flächeninhalt der Güter repartirt sind, so ist es sehr erklärbar, daß in den Grenzen des Guthes A, oft die Güther B, C, D den Wegebau zu besorgen haben.

Sehen sie dort eine ganze Karavane Bauern, die gestohlnes Holz nach der Stadt führen. Bei Nacht und Nebel haben sie es in den Wäldern erbeutet. Die Schändlichen! Ach ihr abgezehretes Gesicht zeigt nur zu deutlich, daß sie dieses Verbrechen begingen, um Brod für sich und ihre Unmündigen einzutauschen.

Dort weiter ereilen wir einen Zug, der sich langsam mit beladenen Fuhren nach Hause schleppt. Sie führen Korn aus der Stadt. — aus der Stadt? Ja! denn der Kornvorrath ist

auf dem Guthe auf der Meige, und der Brandwein in Riga im hohen Preise.

Wir sind ihnen nahe. Schon wenden die letztern ihre matten Pferde aus dem Gleise. Sie selbst versuchen den schwerbeladenen Wagen auf die Seite zu schieben, um uns Platz zu machen. Wollen wir nur gleich abbiegen, damit diese scheuen Lastthiere sich nicht weiter quälen.

Aber nicht immer sind sie so feige und kriechend. Nur wenn wenige zusammen hinziehen, machen sie mit der größten Anstrengung jedem etwas besseren Fuhrwerke Platz. Aber in Masse sind sie frech und imponirend. Sie weichen dann niemanden.

Sie kennen ja kein anderes Gesetz, als das Recht des Mächtigen, das ihnen schon seit Generationen so fühlbar wurde, und manchmal versuchen sie denn freilich, es auch geltend zu machen. Ist es nicht endlich Zeit, daß der Willkühr Schranken gesetzt werde? —

Das schöne steinerne Gebäude mit dem rothen Dache, dort unten in der Tiefe, ist ein zu dem Guthe Segewold gehöriger Krug. Kaum sind wir den Abhang hinab gefahren, an dem dieser Krug angelegt ist, so geht es wieder eine Anhöhe hinauf, von der man ein romantisches Thal im Grunde rechter Hand erblickt. Bald schiebt sich aber der Wald vor und die Aussicht wird versperrt.

Dieser Wald gehört zu dem Guthe Segewold, ist aber kaum hinreichend den Holzbedarf zu liefern, und wenn dem Besitzer desselben nicht zugleich die holzreiche Gegend von Paltemar gehörte; so würde vielleicht dieses große Guth schon jetzt die Noth fühlen, die durch den Holzmangel manche andere Gegend Lieflands drückt.

Vor einigen Jahren hatte ein gewaltiger Orkan einen Theil dieses Waldes nieder gerungen. Wie die Kartensoldaten, die auf den Spieltischen der Kinder durch einen Stoß niedergeworfen,

über einander da liegen, lagen hier die Bäume mit ausgehobenen Wurzeln, neben und über den Weg hin. Noch jetzt, indem ich dieses schreibe, sind die Spuren dieser Verwüstung sichtbar.

Immer allmählig fährt man mehrere Werste bergan. Endlich geht es schleunig hinab in eine Tiefe. Eine Zeitlang ist man schon bergabwärts gefahren, als zur linken noch tief unten, im engbeschränkten Thale, ein Strohdach sichtbar wird. Der mit Tannen bewachsene steile Berg, der sich vor uns erhebt, scheint den Weg versperren zu wollen. Man kehrt schnell zur linken, um ihm auszuweichen. In diesem, von allen Seiten eingeschlossenen Trichter, liegt

Der Cronenbergſche Krug.

Das bemooste Strohdach dieſes Gebäudes; der Waldſtrohm, der ſprudelnd die Grundbalken deſſelben unterſpült; der rothe Sandfels, mit ſeinen blauen Lehmadern, der ohnweit der Hütte empor ſteigt; die nahgedrängten, dickbelaubten Anhöhen, die von allen Seiten herabzuſtürzen drohen — Alles dieſes ſcheint den Fleck zur Wohnung eines Einſiedlers beſtimmt zu haben.

Man ſagt, daß dieſe mit Stroh bedeckte Hütte, die indessen den Wanderer noch hinlänglich ſchützt, von einem ſteinernen Gebäude verdrängt werden ſolle. So ſehr es aus mehreren Rückſichten zu wünſchen wäre, daß alle unſere Krüge an den Landſtraßen von Mauerwerk aufgeführt würden, ſo möchte ich es doch gerne

sehen, daß gerade dieser Krug immer so bliebe, wie er jetzt ist. So macht er diesen Fleck äußerst malerisch. Ein prunkendes Gebäude an diesem Platz würde denselben verunstalten.

Die von Mauerwerk aufgeführten Krugsgebäude, haben freilich in vielem Betracht große Vorzüge vor den hölzernen. Abgerechnet, daß man schon in manchen Gegenden mit vieler Beschwerde, kaum das zu selbigen nöthige Holz herbei schaffen kann, daß hölzerne Gebäude einer beständigen Reparatur unterworfen sind, daß oft die Grundbalken verwittern, und dann solche Gebäude bei dem kleinsten Sturm einstürzen, und mehreren Menschen das Leben kosten, wie noch im vergangenen Jahre in einigen Gegenden der Fall war: so ist schon der einzige Umstand, daß ein steinernes Gebäude nie der Feuergefahr so ausgesetzt ist, wie ein hölzernes, der größte Grund für die Erbauung steinerner Krüge.

Beständig brennen in den Stuben die Kiensschleifen (Pergel), die gewöhnlich zwischen die Fugen der Balken eingezwängt werden. Ganze Balken findet man in den meisten angebrannt, und es ist wirklich zu verwundern, daß nicht mehrere dieser hölzernen Krüge jährlich ein Raub der Flammen werden.

Wir haben drei Schutzgeister, sagt der Lette, die für uns väterlich sorgen. Der Schutzgeist unserer Hütten wacht über das Feuer. Der Schutzgeist unserer Unmündigen wendet jede Gefahr von denselben ab, und der Schutzgeist unserer Jungfrauen waltet über ihre Tugend. Diese Sage sucht zwar ihren Ursprung in dem Volksglauben der Vorzeit: aber dem sey wie ihm wolle. Eine unsichtbare Macht schützt wirklich diese drei Gegenstände auf eine auffallende Art.

Nirgends in der Welt geht man so nachlässig mit dem Feuer um, als wie hier in Liefland,

und selten hört man doch von Brandschäden. Nirgends sind die Unmündigen sich so oft und so ganz allein überlassen, als wie hier; und doch geschieht selten ein Unglück. Nirgends endlich sind die jungen Mädchen mit erwachsenen jungen Männern so oft, bei Tage und bei Nacht, in einem Zimmer oder einer Scheune zusammen, wie eben hier, und es soll doch, wie Kenner versichern wollen, selten der Ehemann bei seinem jungen Weibe das vermissen, was jeder Gatte bei der ersten Umarmung zu finden wünschet.

Doch zurück auf unser erstes Gespräch. Wir bauten steinerne Krüge an den Landstraßen.

Durch eine neuere Verordnung, daß in den Krügen, in welchen Arrestantentransporte des Nachts verweilen, während der ganzen Zeit ihres dortigen Aufenthalts beständig Feuer unterhalten werden solle, ist es um so nöthiger geworden, die Aufsicht auf das Feuer zu verdoppeln, um

die Möglichkeit eines Schadens zu verhindern. Am besten kann dieses durch Erbauung steinerner Gebäude erzwengt werden.

Das öftere Entweichen wichtiger Arrestanten hat diese Verordnung veranlaßt. Man hofft auch dadurch diesem Uebel vorzubeugen, aber so wie bisher der Transport geschehen, und noch immer geschieht, ist es kein Wunder, und geht es ganz natürlich zu, wenn sich so viele Arrestanten unsichtbar machen. Oft und fast immer begleitet ein einzelner abgelebter Invalide, welchem von Guth zu Guth ein oder mehrere Bauern beigezellt werden, einen Trupp Verbrecher. Der Bauer, der schon ohnehin eine gewisse Furcht für dergleichen Leuten besitzt, wagt es nicht, sie so gut, als er könnte, handfest zu machen; überdies ist ja der, beim Transport befindliche Invalide, der Chef des Commando's, und also folgt er nur demselben blindlings, und richtet seine Befehle aus. Von der Arbeit, die er unter

Händen hatte, abgerufen, geht er einen meilenlangen Weg, und wer kann es ihm verdenken, wenn auch ihn in der Herberge, in welcher sie einkehren, der Schlaf überfällt, der sich seines abgelebten Führers schon bemächtigt hat. In der Stube, in welcher sie nächtigen, brennt ein Kienholz, das mit seinem matten Schein nur wenige Schritte leuchtet, und die Wände, die von dem dampfenden Feuer seit Jahren geschwärzt wurden, können ohnmöglich den ohnehin schwachen Schimmer reverberiren. Außer ihnen und den Verbrechern, die sie hierher begleiteten, ist meistens auch ein Schwarm Brandwein- und schlaftrunkener Bauern, die die Nacht auf dem Wege ereilt hat, eingekehrt. In der einen Ecke zanken einige, in einer andern singen und schreien welche. Die Thüre des Zimmers, die kein Schloß hat, geht auf und zu. Ganze Gruppen wanken in dem Halbdunkel auf und ab, aus und ein. Wie leicht ist es da, daß einer der Ver-

brecher den Zeitpunkt abpaßt, sich unter die Hin- und Herwandernden zu mischen. Ist er erst zur Thüre hinaus, so ist er auch schon entwischt. Keine Spur ist weiter von ihm zu entdecken, und vielleicht wird man es erst gewahr, daß er nicht da sey, wenn er schon den Ort, von wo er entsprungen, mehrere Meilen im Rücken hat.

Wie leicht wäre es nicht, wenn, besonders auf den großen Heerstraßen, auf welchen gewöhnlich eine Anzahl Verbrecher von einer Stadt zur andern transportirt werden, wenn dort, von denen im Lande vertheilten Truppen, kleinere Commando's in gewissen Distanzen ihre Quartiere hätten, denen es zur Pflicht gemacht werden könnte, die Transporte der Verbrecher, von sich bis zu dem nächsten Commando, u. s. w. zu escortiren. Der menschenfreundliche Monarch, der da, wo er helfen kann, mit Freuden hilft, würde gewiß dieserhalb die zweckmäßigsten Vor-

kehrungen treffen lassen, wenn man diese Sache an den Thron brächte.

Die allgemeine Sicherheit erfordert es, daß jeder Bürger des Staats in solchen Fällen seine Stimme erhebe. Mir selbst ist es nur zu bekannt, daß überwiesene und verurtheilte Verbrecher mehrmals auf diese Weise entwischt sind, daß von vielen nach den Colonien versandt werden sollenden Uebelthätern, mehrere, theils hier in Liefland, theils an der Grenze der Bauerwache entsprangen, die nun vielleicht in andern Gegenden des Reichs ihre Greuel, nur mit mehrerer Vorsicht, und unter andern Namen fortsetzen.

Manchmal werden zwar solche Entsprungene wieder handfest gemacht; manchmal bringt ein Ohngefähr einen solchen Entlaufenen wieder in Haft; aber nicht immer treffen solche Fälle ein, wie nachfolgender ist.

Im vergangenen Sommer ward ein überwiesener Meuchelmörder zur Leutation seines Urtheils vom wendenschen Landgericht an das Hofgericht in Riga gesendet. Ein einziger Bauer war sein Begleiter. Auf dem Guthe H. wurde dieser Gefangene einem Bauer übergeben, und letzterem zugleich der versiegelte Bericht, der das Urtheil enthielt, eingehändigt, den er in Riga mit den Arrestanten bei der Behörde abliefern sollte. Der Bauer nimmt den Delinquenten mit in sein Gesinde, und dieser hilft ihm die Nacht hindurch dreschen. Zugleich weiß der fleißige Gast seinen Wirth zu überzeugen, daß er einen unndthigen Gang machen werde: Er, der Arrestant wolle allenfalls, wenn ihm der Brief anvertraut würde, denselben selbst gehörigen Orts abgeben. Der Bauer, nicht bestochen, nicht etwa aus einer schlechten Absicht, giebt seinem Gefangenen den Brief, wünscht ihm eine glückliche Reise, und läßt ihn gehen.

Der Vorfall wird gleich auf dem Gute bekannt, man meldet ihn nach Niga, der Entwichene wird sogleich überall gesucht, und — siehe! Er ist wirklich dort, und wird in einer Schenke, in welcher er sich von seiner beschwerlichen Reise, durch einen Labetrunk zu erquicken sucht, handfest gemacht. Aber Kerl, wo hast du dein Urtheil gelassen? fragt man ihn. — Mein Urtheil! o das hab ich gut verwahrt, antwortet er, und zieht sein Todesurtheil treuherzig aus der Tasche. Sein Todesurtheil sagte ich, denn die Gerichte erkennen nach der hiesigen Verfassung noch auf den Tod, und die Regierung verwandelt sodann die Todesstrafe.

Der Glanz des Hofes zu N.

Wir kommen jetzt allmählig den reizenden Gegenden unseres Vaterlandes näher, doch ehe ich Sie dahin begleite, muß ich Ihnen nur die zu großen Ideen benehmen, die Sie sich etwa von selbigen machen könnten.

Es giebt hier romantische Thäler und reizende Ausichten, aber sie, wie es hier oft geschieht, mit den Schweizer Gegenden und Italienschen Gefilden in Vergleich setzen zu wollen, ist wirklich nicht passend.

Sie werden sie selbst sehen, und können dann am besten urtheilen.

Als ich vor einigen Jahren etliche Tage in N. in Deutschland zubrachte, wurde ich auch dem Fürsten vorgestellt. Nachdem die Audienz vor-

bei war, traf ich in den Vorzimmern unverhofft einen meiner akademischen Freunde, den Herrn v. B. an. Wir hatten uns auf C. kennen gelernt. Wechselsweise freuten wir uns, einander wieder zu sehn, und als ich endlich auf seine Frage, ob ich noch lange in A. bleiben würde, erwiderte, daß ich bis zum andern Tage dort zu verweilen gedächte, suchte er mich zu überreden, meine Abreise noch einige Tage zu verschieben: „Sie müssen“ sagte er endlich „wenigstens noch eine Woche hier bleiben, denn in fünf Tagen ist der Geburtstag unseres Fürsten. Sie werden dann den Glanz des Hofes sehen. Serenissimus sucht alles mögliche auf, um unsern Hof brillant zu machen.“ — Ich blieb! Serenissimus und sein Geburtstag waren aber weniger an meinem Aufenthalt schuld, als eine — Doch zur Sache!

Der Tag erschien! Ich ging nach Hofe. Dort fand ich Oberhofmeister und Oberstallmeister,

Kammerherren und Kammerjunker, Pagen, Herduken, Kammerdiener, eine kleine Anzahl Civilpersonen, etwa zehn Offiziere, und selbst einige Ritter vom grünen Habicht. Die Langeweile plagte hier, wie überall die Courmachenden. Selbst Serenissimus schien nicht in der besten Laune zu seyn.

Die Cour war bald geendigt. Ich und v. B. gingen zusammen nach Hause. Eine Zeitlang wollte sich kein Gespräch anknüpfen; endlich sagte v. B. „Nun! finden Sie unsern Hof nicht „charmant? War die Cour nicht glänzend?“ — Ich habe den Glanz des russischen Hofes gesehen, antwortete ich. „Ei“ sagte er „was wollen „Sie? Haben wir nicht hier alles, was erforderlich ist, einen Hof glänzend zu machen?“ Die Beamten, die — Ja! ja! fiel ich ihm ins Wort, Sie haben recht; ich meinte nur, daß ich etwas dem ähnliches schon gesehen hätte.

Diesland hat wirklich reizende Gegenden. Wir haben hier Anhöhen und Thäler, Bergstürze und rauschende Bäche. Aber, wenn ich so oft höre, daß man unsere Gegenden mit den Thälern der Schweiz und den himmlischen Ansichten Italiens vergleicht; dann denke ich an dich guter B, und an den Glanz des Fürstenhofes zu A.

Zweite Ansicht der Aa.

Wenn man den Kieselweg hinan fährt, verbirgt sich der unten liegende Cronenbergische Krug hinter die zur Seite hervorragenden Sandsteinfelsen und Anhöhen mehreremale, aber oft kömmt er wieder zum Vorschein, weil der Weg sich in einer Schlangenlinie aufwärts zieht.

Der Weg geht noch immer bergan; kleine Gebüsche ragen auf röthlichen Steinmassen noch über unserm Haupte hin. —

Jetzt haben wir den Berg erstiegen. Eine weite Ebene öfnet sich unsern Blicken. Zur rechter Hand liegt das niedlich bebaute Gütchen Cronenberg; Felder umgeben es so weit das Auge sehen kann, auch auf der andern Seite des Weges ziehen sie sich hin.

Hier zur linken Hand führt ein kleiner Fußsteig zwischen den Feldern durch, wir verfolgen ihn, immer führt er noch aufwärts. Ein kleines Gehege vor uns, scheint unsern Blicken etwas verbergen zu wollen. Der Pfad wird immer enger. Jetzt zieht er sich links —

Plötzlich öfnet sich vor uns eine Tiefe! Noch einige Schritte bis zu der niedlichen Ruhebank von Birkenknütteln, die hier so trefflich angebracht ist. Wir sind zur Stelle!

Ein tiefer Abgrund unter unsern Füßen. Links ein unabsehbares Thal von waldigten Hügeln und Bergen eingeschlossen, in welchem die Aa, wie eine ungeheure Schlange, mit ihrem Spiegelrücken sich zwischen Büschen und Gesträuchen windet. Rechts dieselbe Ansicht, nur ungleich drohendere Bergmassen zur Seite. Im blauen Nebel gehüllt, ragen in der Entfernung auf selbigen, die Ruinen der drei alten Schlösser, Segewold, Treiden und Cremonen hervor.

Alle Naturscenen in diesem Thale tragen den Stempel der Majestät. Wenn an einem Sommerabend die Schatten sich verlängern, und die hervorspringenden Anhöhen von der untergehenden Sonne vergoldet werden, verändert sich mit jeder Minute die Landschaft. In den Klüften und Vertiefungen wird es immer dunkler, ein blauer Nebel steigt aus dem Grunde herauf. Aus jeder Schlucht zieht sich ein

Bölkchen am Anberge hin, das sich hin und her wogend, in immer neuen Gestalten aufwärts erhebt. Die entfernteren Berge liegen in einen violetfarbenen Schleier gehüllt, und die geröchelten Wolken spiegeln sich noch zulezt in den noch nicht vom Nebel bedeckten kleinen Wasserflächen der Aa, bis endlich die Sonne gänzlich hinter die Berge sinkt, und die Nacht dieses Thal bedeckt.

Wenn der Mond am Horizonte empor steigt, und diese Tiefen beleuchtet — Wenn die Schatten der Nacht ihr schauerliches Dunkel auf diese Gegenden werfen; so tanzen lustige Gestalten in den Gründen auf und ab, und die Phantasie bildet sich aus selbigen ihre Lieblinge, die sie nicht mehr auf dieser Erde findet.

Wenn im Herbst die Blätter der Eiche sich bräunen, das Laub der Aespen in röthlichen Schimmer zittert, der Ahorn mit seinem brennrothen Gewande zwischen den dunkelgrünen

Tannen spielt, und das goldgelbe Haar der hängenden Birken auf den Anhöhen flattert, so stürzt bei dem kleinsten Winde ein goldner Blätterregen ins Thal, und ein buntes Farbungemisch deckt die Ebene zu.

Wenn im Frühlinge die wärmere Luft und die Sonne, die Schneemassen, die auf den Bergen und in den Klüften sich während des langen Winters gehäuft haben, in Wasser auflösen; so stürzen brausende Wasserwogen von allen Seiten ins Thal hinab. Der Strohalm kann sie nicht alle fassen in seinen Schooß. Er schwillt an, tritt über seine Ufer hoch hinaus. Ein schäumender See liegt vor unsern Blicken. Von allen Seiten tobt und tost das Verderben. Die Elemente sind in Aufruhr. —

Natur! du bist nicht zu schildern! Wer kann deine Schrecken, wer — deine Schönheiten mahlen? Ich vermag es nicht! Ich werfe den Pinsel weg!

Der Weg nach Segewold.

Auf einem schönen Kieselwege fährt man nun zwischen Kornfeldern und Wiesen fort. Dann und wann öfnen sich auf der linken Seite Aussichten ins Thal, rechts sieht man entfernte Bauernwohnungen, und der Horizont ist von dieser Seite durch einen in blauen Dunst sich verlierenden Wald begränzt; eine große Ebene liegt vor unsern Blicken.

Diese ganze Gegend ist auch eigentlich nur eine hochliegende Fläche, in der sich die Na so wie die übrigen kleinern Bäche, seit undenklichen Zeiten tiefe Betten ausgewühlt, und auf diese Weise die Ufer gebildet haben, die, sobald man sich von dieser Fläche am Abhange derselben bezieht, die entzückendsten Thäler und lachendsten Aussichten darbieten.

Allmählig kommt man der, bis hiezu in der Ferne gelegenen Segewold'schen Ruine näher, die nicht weit von selbiger liegende Kirche weicht seitwärts weg, und der jenseit der Na sich erhebende runde Thurm von Treiden ragt weit über alle andere entfernt liegende Gegenstände empor. Wer diese Gegend nicht kennt, glaubt zuverlässig, daß der Treidensche Thurm mit zu der Segewold'schen Ruine gehöre, und vermuthet gewiß nicht, daß sich zwischen beiden ein breites Thal befindet.

Wir biegen von der Landstraße links ab, um der Ruine, die jetzt vor uns liegt, näher zu kommen. Die Kirche bleibt uns zur Seite. Das vor uns liegende hölzerne Thor führt in den Schloßhof.

Ruine von Segewold.

Dieses verfallene Schloß muß einen großen Umfang gehabt haben, denn selbst das dort in neuern Zeiten aufgeführte Guthsgebäude, liegt nebst vielen Nebengebäuden und zwei großen Gärten, in dem Bezirk desselben, wie solches die zum Theil noch sichtbaren Mauern, die diesen großen Platz einschließen, augenscheinlich darthun. Indessen kann dieser mit Mauern umgeben gewesene Bezirk, auch wohl nur ein Vorwerk ausgemacht haben, da die eigentlichen Thürme und dickern Mauern hinter diesem Platz, auf einem andern Berge befindlich sind, der bloß durch eine Kluft von dem erstern getrennt ist.

Dieser hintere Theil des Schlosses ist auch derjenige, der sich als Ruine präsentirt. Auch dieser hat einen großen Umfang.

Ohnweit dem halb verschütteten Eingange zu diesem Theile des Schlosses, sieht man in der von Feldsteinen aufgeführten Mauer in einer beträchtlichen Höhe ein großes rothes Kreuz, vermuthlich der Schwert: Ordens: Ritter, da die Ordensmeister derselben, im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts dieses Schloß erbaut haben sollen.

Sonderbar genug ist es, daß eben dieser Theil der Mauer, die das ganze Schloß umgiebt, sich am besten erhalten hat. Bloss das Gemäuer mit dem Kreuze ist geblieben, die Pfeiler des Hierarchischen Despotismus, die sich neben demselben emporthürmten, liegen in Trümmern. Das Kreuz hat sich erhalten; die Segnungen desselben haben diese Gegenden bis auf die jetzigen Zeiten beglückt.

Die übrigen Theile der Ringmauer sind von allen Seiten ins Thal hinab gestürzt, und zwischen diesen Steinmassen am Abhange des Berges sind üppige Gebüsche aufgeschossen, die sie zum Theil verstecken, und die jetzt der Aufenthalt der Nachtigallen sind, die hier an schönen Sommerabenden den Wanderer durch ihren lieblichen Gesang entzücken.

Ein viereckiger Thurm, der am diesseitigen Abhange der Klufft steht, die zwischen dem Vorhofe und der eigentlichen Ruine befindlich ist, hat sich noch ziemlich erhalten. Auch stehen in der Ruine selbst, ein ebenfalls viereckiger Thurm und ein paar Seitenmauern da, die noch lange der Zeit trotzen zu wollen scheinen.

Zwischen den verfallenen Mauern der Ruine hat man einen Kohlgarten angelegt, und da wo vor Jahrhunderten das wilde Getümmel des Kriegs tobte, und das Mordschwert mit Blut

den Boden düngte, führt jetzt der sichere Landmann seinen Pflug. —

So weiß die emsige Biene, selbst aus des Brennessel, ihren Honig zu saugen! —

Die Aussicht von dieser Stelle ist gleichfalls entzückend, indessen kann sie, meines Erachtens nach, nicht mit der Aussicht ohnweit Cremonen in Vergleichung gesetzt werden; zum wenigsten versetzt mich der Standpunkt, von welchem ich sie erblicke, in eine schwermüthige Stimmung, auch verdecken wirklich theils die Ruinen, theils die neben liegenden Anhöhen, bald auf dieser, bald auf jener Seite einen Theil des Thals.

Von dem Schlosse Cremonen, das am jenseitigen Ufer links liegt, ist von hier aus nur ein einziger Mauerpfeiler sichtbar. Das Schloß Treiden hingegen, welches zur Rechten sich erhebt, zeigt sich ganz, und macht besonders durch eine Oefnung in der Schloßmauer einen malerischen Hintergrund.

Auf und an dem Berge, auf welchem wir jetzt stehen, war vor mehreren Jahren ein prächtiger Eichenhain. Er ist niedergehauen, und aus dem Holze sind — — Brandweinsfässer gezimmert worden.

Der Nachtheil, der durch das Fällen dieser Bäume für den Freund der schönen Natur erwachsen, wäre noch allenfalls zu verschmerzen, der Schade aber, den dem Lande sowohl, als der Moralität und der Menschheit der immer mehr und mehr zunehmende Brandweinsbrand verursacht, ist wohl eher der Rede werth, und man kann nicht oft und laut genug gegen dies immer weiter um sich greifende Uebel eifern.

Der Brandweinsbrand.

Die Vertheidiger des vermehrten Brandweinsbrandes behaupten, daß er Liefeland große Vortheile gebracht habe und noch bringe. Die Circulation des Geldes sey durch die Brandweinslieferungscontracte mit der Krone vermehrt worden. Man könne weit mehr Brandwein als Getreide auf eine Fuhr laden, und gewinne also beim Transport, und durch den vielen und kräftigen Dünger, den die Ochsenmastung mit Brage abwirft, wäre die Kultur der Hofesfelder außerordentlich verbessert und dadurch größtentheils der so sehr gestiegene Preis der Güther entstanden.

Lassen Sie uns doch diese Vortheile beleuchten! Daß die Circulation des Geldes vermehrt worden, ist wahr, aber was hilft dieses? Wie viele Edelleute haben sich nicht schon durch die

großen Contrakte und durch falsche Brandweins-
speculationen um ihr Vermögen gebracht? Die
Circulation des Geldes ist vermehrt worden,
selbst die Güther fangen an zu circuliren.

Man kann weit mehr Brandwein als Ge-
treide auf eine Fuhre laden. Man gewinnt
beim Transport. Wichtig! Nur, da die mei-
sten Güther mehr Korn verbrennen, als sie
Getreide bauen, so muß nicht allein der Brand-
wein, der aus dem Getreide des Guthes erwor-
ben wird, verführt werden, sondern das aus
Riga und Rußland zu hohen Preisen aufgekaufte
Korn muß erst der Bauer nach dem Hofe führen,
er muß das Holz zur Brandweinstüche herbei-
schaffen, und dann den Brandwein wieder nach
Petersburg, Pleskau, Riga oder Revall schlep-
pen. Man hat beim Transport gewonnen.
Der Vortheil ist augenscheinlich!

Die Kultur der Hofesfelder ist verbessert,
und es sind mehrere angelegt. Vortreflich!

Wem fällt dieses aber zur Last? Muß nicht der Bauer die so sehr vermehrten und verbesserten Hofesfelder pflügen, düngen, besäen, schneiden, das Korn dreschen u. s. w. Kann er nun wohl seinen eigenen Acker, wegen der so sehr vermehrten Frohne, bearbeiten?

Der übermäßige Brandweinsbrand ist ein schreckliches Uebel. Er ruiniert die schon ohnehin seltener werdenden Waldungen, durch die ungeheuren Quantitäten Holz, die zu selbigem erforderlich sind. Der augenblickliche Gewinn macht es, daß man mehr Korn verbrennt, als selbst zu dem nothdürftigen Lebensunterhalte der Bauern erforderlich ist. Im Frühlinge und vor der Erndzeit entsteht auf vielen Güttern eine Hungersnoth. Der Landmann selbst, hat wegen der auf dem Guthe zu leistenden übermäßigen Arbeit, nicht gehörig seinen Acker bestellen können, der kleine Vorrath, den er auf seinen schlecht bearbeiteten Feldern eingearndtet, ist auf:

gezehrt, und das Guth kann denselben, wenn es auch wollte, nicht unterstützen, denn — der Kornvorrath, der wirklich da gewesen war, und vollkommen zugereicht hätte, ist in Brandwein verwandelt. Nun sieht man ausgehungerte Gerippe nach den Städten wandern, um sich dort durch Arbeit und Betteln das Leben zu fristen. Glücklich ist der, der noch so viele Kräfte besitzt, um dorthin zu kommen, aber wie viele sterben unterwegs vor Mattigkeit, wie viele verkürzen sich selbst durch den Genuß unerhörter und unverdaulicher Nahrungsmittel, die sie in den Wäldern auflesen, und aus der Erde graben, ihr Leben.

Der übermäßige Brandweinsbrand ist ein neues Unglück der Bauern geworden. Ein großer Theil der Guthsbesitzer läßt den Brandwein von den Bauerwirthen, nach der Reihe auf dem Hofe brennen. Der Bauer muß die berechnete Quantität Brandwein, aus dem Korn,

welches ihm überliefert wird, genau herausbringen. Kommt er zu kurz, so muß er den Schaden ersetzen, und erhält gewöhnlich noch überdies — —

Was geschieht also? Sie bemühen sich perfekte Brandweimbrenner zu werden, sie versuchen ihre Kunst zu Hause, und, besonders im Ehstnischen hat fast jeder Wirth heimlich sein Kesselchen, in welchem er in der Stille Brandwein aus dem wenigen Korn brennt, — aus welchem er Brod backen sollte.

Durch den übermäßigen Brandweinsbrand entsteht ein Ueberfluß von diesem Getränke. Das gewöhnliche Geschenk, das man einem Bauer darbietet, ist ein Glas Brandwein. Er selbst findet schon jetzt sein einziges Vergnügen im Trunk, ja! Kinder vom zartesten Alter, stürzen dies, Geist und Körper tödtende Gift, ohne nur eine Miene zu verziehen, hinab.

Es erschläfft, es entnervt die Generation, und die Folgen sind nicht zu berechnen.

Alle Verordnungen, die man zeithero erlassen, um der Böllerei Einhalt zu thun, verfehlen ihren Zweck! Die Landespolizei hat auch zu wenig Hülfe, zu wenig Unterstützung, um ihre Anordnungen in Kraft zu setzen. Sie sind nichts weiter als fromme Wünsche.

Ich könnte von allem obigen redende Beispiele anführen, ich könnte leicht diese wenigen Blätter zu einem weitläufigen Buche anwachsen lassen; aber dies ist nicht mein Zweck. Was ich angeführt habe ist Wahrheit, die ich verbürge, und die ich nicht allein, sondern Tausende von Lieflands Einwohnern wissen.

Doch, ist es erforderlich, und sollte ich aufgefordert werden, zu beweisen, was ich hier gesagt habe. Ich stehe jederzeit Rede.

Der Weg ins Thal.

Der Weg zieht sich längs der Segewoldschen Ruine ins Thal hinab. Immer enger wird der Horizont. Von der einen Seite erblickt man auf einer steilen Anhöhe, noch die Ruinenmassen des Schlosses, und die andere Seite begrenzt ein mit Gebüsch bewachsener Berg. Das gegenseitige Ufer schließt mit seinen belaubten Hügeln die Scene, und unten in der Tiefe sieht man einen kleinen Wasserspiegel, indem sich die dunkeln jenseitigen Anhöhen verdoppeln. Je weiter man bergabwärts kömmt, desto mehr erweitert sich die Klust, die Wasserspiegel vervielfältigen sich, die Anhöhen, die bis hiezu zur Seite waren, haben sich zurückgezogen, und vor uns liegt ein schönes weitgeöffnetes Thal. Die Na strömt in vielen Krümmungen zwischen Wie-

sen und Bauerwohnungen hin, und ansehnliche Berge mit Laub und Nadelholz bewachsen, ziehen sich zu beiden Seiten der Ufer hinauf, und bilden durch die vielen Einschnitte, die durch die herabströmenden Bäche ausgehöhlt worden, malerische Ansichten. Man setzt mit einer Fähre über den Fluß. Der runde Treidensche Thurm zieht sich immer mehr und mehr hinter die Zweige hundertjähriger Eichen, die auf dem Abhange des Berges stehen, auf welchem das Schloß erbaut ist, zurück, und die Felsenmassen von rothem Sandstein, die sich am Fuß und in der Mitte des Berges, zwischen den dunkeln Bäumen durchdrängen, beleben die ganze Scene.

Durch einen Hohlweg, der im rothen Sandstein gesprengt ist, geht der Weg, längs dem Fuß des Berges, auf dem die Treidensche Ruine liegt, wieder aufwärts. Wenn man die Höhe erreicht hat, liegt die Ruine schon rechts im Rücken und links führt der Weg nach Cremonen.

Cremonen.

Unter den drei Schlössern, die hier am Ufer der Na befindlich sind, ist das Cremonensche, am meisten verfallen. Nicht allein die Zeit, und die Kriege der vorigen Jahrhunderte, haben es so zerstört, sondern es ist auch ein großer Theil der Mauern von den neueren Besitzern dieser Gegend niedergerissen worden, um andere Gebäude aus selbigen aufzuführen.

Von der Höhe, auf welcher diese Ruine liegt, sieht man in das nämliche Thal hinab, in welches man von der Segewoldschen Ruine hinunterschaut: es ist aber, als wenn man in eine ganz andere Gegend versetzt wäre, und obgleich der Strohm der nämliche, und die Anhöhen rund herum dieselben sind, so ist doch die Aussicht, die man hier genießt, ganz verschieden von der

ersteren, und ungleich lachender als jene. Vielleicht liegt es zum Theil auch darin, daß die Ruinen, die hier auf dem Gipfel befindlich sind, mehr das Ansehen eines zerstörten Privathauses, als eines Schlosses haben, gewiß aber ist die nicht so weit zu suchende Ursache, die, daß man hier freier den Blick auf alle Gegenstände werfen kann, als man dort im Stande war.

Dieses Schloß ist so wie Treiden im dreizehnten Jahrhundert von den Erzbischöffen erbaut worden. Beide nehmen gewissermaßen das Segewoldsche Schloß in ihre Mitte. So deckte die schlaue Möncherei die Flanquen der muthigen Ordensritter.

Warum habt ihr sie ihr Berge so lange auf euren Rücken getragen, diese verpesteten Auswüchse der Vorwelt? Wäre je ein Erdbeben wohlthätig gewesen, so gab es eine Zeit, wo ihr sie hättet hinabschütteln sollen, ins Thal hinab,

damit keine Spur von ihnen je wieder sichtbar würde!

Doch! die Schreckenszeiten sind ja schon lange vorüber. Jetzt stehen sie in Trümmern da, diese Stützen der Hierarchischen Gewalt, und des Ritter-Despotismus, vormals ein wüthendes dreiköpfiges Ungeheuer, jetzt nur ein häßliches Gerippe menschlicher Aftergröße, das hohläugig ins Thal hinab sieht, und Schauern erregt. —

Die Gründung der Hierarchie.

Seit dem Jahre 1158 besuchten schon deutsche Kaufleute die Ufer der Düna. Dreißig Jahre hindurch waren es indessen blos Handels speculationen, die diese Menschen hieher lockte, bis selbige endlich im Jahr 1186 einen Augustiner Mönch Meinhard mit in dieses Land brachten, um auch hier die christliche Religion zu verbreiten.

Damals glaubte man nicht besser für das Heil seiner Seele sorgen zu können, als wenn man die Lehre Jesu zu Völkern hinbrächte, die sie noch bis hiezu nicht besaßen. — Der Geist des Zeitalters war die Bekehrungssucht.

Mit unsäglichem Mühe erlernte endlich Meinhard die Sprache der Einwohner, und versuchte hierauf sein Bekehrungsgeschäft anzufangen.

Er besetzte Uexkull und Kirchholm, die Orte, wo er zuerst zu taufen begann, und nahm die bereits Getauften zu seinem und der Seinigen Schutz in diesen Mauern auf.

Ach! hätte er nur die Religion, diese Wohlthäterin der Menschheit, hergebracht, hätte er Kultur unter diesen rohen Völkern zu verbreiten gesucht! Ich wäre der erste, der ihm eine Ehrensäule setzte.

Aber schon unter ihm sängen Bedrückungen an, selbst die Neubekehrten fühlten die Härte derselben, und suchten das Joch abzuschütteln, das man ihnen aufgelegt hatte. In Unruhen und Sorgen verlebte Meinhard den Rest seiner Tage. Er starb.

Nach ihm kam Bertold als zweiter Bischof hieher, brachte aber schon mehrere Bewaffnete zu seinem Schutze mit. Durch Gewalt glaubte er, mehr ausrichten zu können, als Meinhard durch

Güte und Ueberredung. Er zwang mehrere Letten zur Taufe.

Schon entspannen sich Haß und Rache unter den Eingebornen gegen diese Fremdlinge, man wollte Gewalt mit Gewalt vertreiben. Bei einer Einweihung in Kirchholm entging Bertold dem ihm zgedachten Todesstreiche. Feindseligkeiten entstanden. Kurz darauf wurde zwischen den Letten und ihren Bekehrern schon ein Treffen geliefert. — Bertold wurde in selbigem mit einer Lanze erstochen.

Bis jetzt war es noch zweifelhaft, ob die Deutschen sich hier fest setzen würden.

Aber nun erschien im Jahr 1198 Albert, der dritte Bischof. Ein Mann von seltenen Eigenschaften, der schlaue Gewandtheit mit feiner Politik verband. Er sah es ein, daß er ohne bewafnete Hände, die er durch Schwärmerei für seine Sache gewönne, nichts ausrichten würde, und errichtete deshalb einen Orden, der ihn und

seine Lehne beschützen sollte. Es war der Orden der Schwerdritter. Uerkull und Kirchholm nahm er sogleich den Letten ab, die selbige bis dahin, in einer Art von Besitz gehabt hatten, und gab sie an Ordensritter zum Lehn.

Er erbauete selbst mehrere feste Schlösser, und während seiner dreißigjährigen Regierung wurden, theils unter seiner Aufsicht, theils von mehreren Ordensrittern Lennewaden, Neuermühlen, Kokenhusen, Lemsal, Sunkel, Treiden, Ascheraden, Segewold, Fellin, Urvasch und Salis aufgeführt. Auch wurde die Stadt Riga unter ihm erbaut.

Nun erst, da mehrere feste Plätze im Lande waren, wurden die Letten mit Gewalt zum Christenthum gebracht, und obgleich hiebei auch die ganze Nation unterjocht wurde, so blieb selbige doch in gewisser Rücksicht noch bis gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ein Landesstand. Immer noch hatten die Letten ein

wahres Eigenthum, und jeder zahlte seine Abgaben als Glied des Stammes, zu welchem er gehörte.

Selbst als einige Ritter ihre Unterjochten als Leibeigene zu behandeln anfangen, und hievon die Kunde nach Rom kam, legte der Pabst Honorius den Bann darauf, wenn jemand die neubekehrten Letten ihrer Freiheit berauben würde. Auch der deutsche Kayser Friedrich der zweite, der sich als Schutzherr dieser Provinz betrachtete, untersagte dergleichen Verfahren.

Albert hatte indessen den Schreckensthurm der Hierarchie mit vieler Kunst aufgeführt. In selbigem wurden die Ketten geschmiedet, mit welchen die Unglücklichen und ihre künftigen Generationen zeitlebens gefesselt werden sollten. Doch erst nach seinem Tode öfneten sich die ehernen Pforten dieser Wüste.

Ein Ungeheuer stürzte mit aller Wuth heraus. Das verzehrende Feuer, das es aus

seinem Rachen spie, tödtete von ferne. Alles was sich ihm widersetzte, wurde von seinen Klauen zerfleischt. Die Furie hieß Leibeigenschaft. Der letzte Rest der Freiheit der Eingebornen ward vernichtet.

Auf der höchsten Staffel der Verzweiflung versuchten die Unterdrückten mehreremale, und besonders im vierzehnten Jahrhundert, dieses Ungeheuer zu bekämpfen, aber vergeblich. Nur immer drückendere Fesseln waren der Lohn ihrer gewagten Unternehmungen.

T r e i d e n .

Von Cremonen gehen wir auf dem nämlichen Weg, welchen wir gekommen sind, zurück. Doch ehe wir ins Thal hinab schreiten, wenden wir uns seitwärts zu dem dritten Ueberbleibsel aus dem grauen Alterthume.

Durch eine dunkle Allee von ehrwürdigen Bäumen, kömmt man auf einem Bergrücken den Ruinen des Treidenschen Schlosses näher. Ein noch ziemlich gut erhaltener großer runder Thurm, von rothen Backsteinen, steht, wenn man das Ende der dunkeln Allee erreicht hat, links im Vordergrunde. Auf allen Seiten befinden sich Abschüsse nach dem Thale zu. Allem Vermuthen nach ist selbst bey der Einfahrt, die jetzt ziemlich ausgefüllt ist, ebenfalls eine Tiefe

gewesen, und hat eine Zugbrücke über selbige den Eingang versperrt gehalten, da noch jetzt dort eine Vertiefung im Wege merkbar ist, die aber nach der Zerstörung des Schlosses aufgefüllt zu seyn scheint. Der Schloßhof ist äußerst klein, an den Seiten zur rechten Hand stehen noch einige, theils verfallene Gebäude und Mauern, von rothen Backsteinen da, theils haben die neuern Bewohner desselben, in diese Mauern Wirthschaftsanlagen hinein gezwängt. Das Hauptgebäude des Besitzers lehnt sich an den Thurm linker Hand.

Die Aussicht von diesem Platz ist äußerst mannigfaltig, weil man auf einer hervorspringenden Anhöhe steht, und das tiefe Thal sich beinahe in einem Halbzirkel um dieselbe lagert. Die großen Eichbäume am Abhange des Berges strecken ihre hundertjährigen Wipfel in die Höhe, und suchen den Grund der Mauern zu erreichen, die noch weit über selbige heraus ragen.

Fast einem jeden, der hier einige Zeit verweilet, engt eine gewisse melancholische Stimmung die Brust. Ist es nun der äußerst beschränkte Platz, in dem man hier eingeschlossen ist, der diese Stimmung erweckt, oder macht es der blutrothe Thurm, der drohend neben einem steht, und unwillkürlich die Scenen des Elends und des Jammers ins Gedächtniß zurück ruft, die hier vor Jahrhunderten vorgefallen sind.

Rückblick in die Vorzeit.

Sieh' hinab in den Stroh, wie er so sanft wogend in seinem Bette sich windet. Mit duftenden Kräutern und Blumen prängen die Wiesen an seinen Ufern, Freudig ruht das Auge auf

den mit lieblichem Grün bewachsenen Anhöhen. Ein sanfter Zephyr durchsäuselt die Luft, und die Sängler des Waldes feiern mit Jubeltönen die Ruhe der Natur. —

Das Volk, das vor mehreren Jahrhunderten diese Gegenden, so wie das übrige Liefland, bewohnte, waren die Urväter der jetzigen lettischen Erbbauern. Sie hatten ihre eigenen Fürsten und Anführer, und standen höchst wahrscheinlich in engeren Verhältnissen mit den übrigen slavischen Nationen. Einzelstehende Hütten, in den Wäldern waren damals wie jetzt, ihre Wohnungen, ihre Kleidungen und Waffen verfertigten sie sich selbst, und ihre Felder und Heerden lieferten ihnen die nöthigen Nahrungsmittel. Unter Bäumen in Höhlen, und auf Bergen brachten sie ihren Gottheiten Opfer dar, und noch bis auf diese Zeiten sind Spuren dieses Gottesdienstes vorhanden.

Zu einer öffentlichen Berathschlagung, zum Ausbruch in den Krieg, wurde die Nation durch angezündete Feuer auf den höchsten Hügeln zusammen berufen. Sie erschienen an dem bestimmten Versammlungsorte. Hier wurden die Angelegenheiten des Volks entschieden, und das Orakel über den glücklichen Ausgang der auszuführenden Sache befragt.

Auf diesen Höhen, die wir jetzt besuchen, brannten vielleicht vormals die Feuer zum Aufgebot der Nation. In diesen Thälern waren vielleicht die Versammlungsorte derselben, und hier ward vielleicht zuerst von euch selbst, euer nachmaliges Schicksal entschieden, da ihr den angekommenen Fremdlingen es erlaubtet, ihre Hütten unter euch aufzuschlagen. — —

Sieh! Ein Gewölk zieht aus Westen herauf, immer dunkler und schwärzer wälzt es am Horizonte über einander hin. Der Donner rollt, Blitze durchzucken die Luft, der Sturm heult

schon von den Höhen her. Jetzt durchwälzt er tobend die Abhänge des Berges, die Gipfel der Eichen stürzen schon krachend hinab, Wasserwogen brausen unaufhaltsam in die Tiefe, reißen Felsen und Steine mit sich hin in den Strom, der zuvor ruhig in seinen Ufern wogte. — Nun kräuselt er wilder, unterschlämmt die Ufer, die hinab in seine Tiefe sinken, alle Fesseln verachtend, tobt er einher in furchtbarer Riesengestalt. Die Säger des Waldes fliehn und suchen Schutz. Sie finden keinen, denn die ganze Natur ist in Aufruhr.

Die Nacht bricht herein. Der Sturm wüthet gewaltsamer fort, und mit Entsetzen sieht der Wanderer die Scene der Vernichtung in scheussliches Dunkel gehüllt. — —

Am Ende des zwölften Jahrhunderts siedelten sich einige deutsche Kaufleute an den Ufern der Düna an, trieben mit den Einwohnern des Landes einen Tauschhandel, und da derselbe zum

Vortheil der ersteren ausfiel, zogen immer mehrere dahin. Sie baucten sich an, und blinder Religionseifer mit Habsucht verbunden, brachte endlich Pfaffen und Ritter ebenfalls in dieses Land. Ohne etwas arges zu ahnden, wiesen die Bewohner des Landes selbst diesen Fremdlingen die ersten Plätze zum Anbauen an. Sie benutzten diese Erlaubniß, führten feste Schlösser und Burgen auf, nahmen nachgehends in Besitz was ihnen gefiel, unterjochten die Allzusicheren anfangs durch Ueberredung und List, und als diese Mittel nicht mehr helfen wollten, mußte Gewalt und Zwang dasjenige gänzlich vollenden, was die ersteren nicht auszuführen im Stande waren. Jetzt erwachte die Nation, sie versuchte es mehrere male Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und diese Fremdlinge von ihrem väterlichen Heerde zu entfernen, — aber umsonst! — Im ofnen Felde hätten sie schon gegen die Waffen ihrer Feinde, gegen diese Gepanzerten unter:

liegen müssen, nun aber standen diesen noch List und Mönchschlauheit zur Seite, und ihren Rücken deckten feste Schlösser, in die sie sich bey jeder etwanigen Gefahr werfen konnten, und gegen die jeder Angriff nur ein offenbares Verderben für die unkundigen Angreifenden bereitete.

Segewold, Cremonen und Treiden, können unter die ersten festen Schlösser, die in Liesland erbauet wurden, gerechnet werden. Alle drei sind, wie bereits oben erwähnt worden, im dreizehnten Jahrhundert aufgeführt. Segewold gehörte dem Orden, Cremonen und Treiden waren ein Eigenthum der Geistlichkeit.

Noch waren diese Schlösser nicht aufgeführt, als schon die Eingebornen des Landes der neuen Lehre wegen, sich hier in diesen Gegenden selbst unter einander mordeten. Im Jahr 1210 vereinigten sich mehrere ehstnische Nationen, um die neuen Bekenner des Christenthums, die Letten

zu vertilgen. Die Deseler fuhren mit ihren Rähnen die Na hinauf, bis in diese Thäler. Von der Landseite stürmten die Ehten her, und verheerten alles auf ihrem Zuge. Hier vereinigten sie sich, und die Burg des lettischen Ältesten Kaupo Kubbeseln, das jetzige Kipsal ward von ihnen berennt.

Die Kunde von diesem Ueberfalle verbreitete sich. Aus Riga und aus den umliegenden Gegenden eilten mehrere Haufen unter Anführung der Ritter zum Entsatz der Burg herbei. Bernhard von der Lippe setzte sich an den Ufern der Na fest, schlug unterhalb eine Brücke über dieselbe, um den Rückzug der Deseler zu verhindern. Jetzt begann die Schlacht. Strohmweise floß das Blut auf diesen Anhöhen und in den Thälern. Die berittenen Ehten wurden von der Reuterei der Deutschen niedergehauen. Noch standen die Deseler in den Tiefen, aber auch hier wurden diese von den Gepanzerten überwältigt.

Sie warfen sich in ihre Schiffe und flohen, aber nur ihrem Untergange zu. An der über die Na geschlagenen Brücke strandeten ihre Fahrzeuge, die herabfluthenden Rähne stockten, und nun fielen die auf den Seiten des Strohms gestellten Haufen, über die hier zusammengedrängte Masse der Fliehenden her. Wer hier dem Todesstreiche entrann, suchte sich in die Wälder zu retten. Der Hunger verzehrte dort, was das Schwert verschont hatte. Zweitausend Pferde und dreihundert Böte waren der Preis der Sieger.

Kurze Zeit hindurch unterjochte nachhero noch, der Orden und die Geistlichkeit gemeinschaftlich, aber bald entzweiten sich diese Boten des Himmels und des Friedens, und zogen gegen einander selbst die Schwerder.

Als Brunau gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts zum Ordensmeister erwählt wurde, mischte derselbe sich mit Ungestüm in die Wahl des Erzbischofes. Dieses erbitterte die

Bischöfe. Johann Graf von Schwerin, wurde ganz wider den Willen des Ordensmeisters, zum Erzbischof erwählt.

Man griff zu den Waffen. Die Ordensritter bedrängten die Bischöflichgesinnnten, tödteten und plünderten in ihren Gebieten, und die Bischöfe vergalteten Gleiches mit Gleichem. In achtzehn Monaten wurden neun Schlachten geliefert. Sieben mal siegten die Ritter, in der achten aber, die sie der bischöflichen und der mit ihr verbundenen Armee des Großherzogs von Lithauen lieferten, änderte sich das Kriegesglück, und in der letzten, die am ersten Juni 1298 bei Treiden vorfiel, wurde Brunau getödtet. Anfänglich schien zwar in dieser Schlacht, das Glück sich wieder auf die Seite des Ordensmeisters wenden zu wollen: Er drängte mit seinen Rittern die feindlichen Schaaren, schon wankte ein Theil derselben. Noch that der Großherzog von Lithauen einen verzweifelten Angriff, Brunau

fiel, der Sieg bog sich auf die Seite des Großherzogs, die Schlacht war verloren. — Zwanzig Ritter und funfzehn hundert Mann blieben auf dem Platz.

Bis zum Ende des funfzehnten Jahrhunderts rangen die Ritter mit den Geißlichen, um die Oberherrschaft. Im Jahr 1486 ward ohnweit Treiden noch eine bedeutende Schlacht geliefert, in welcher die Ritter siegten.

Liesland und besonders diese Gegenden waren in diesem Zeitraume der schrecklichste Schauplatz alles Elends. Was der Krieg verschonte, wurde im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, durch eine dreijährige Hungersnoth aufgerieben. Die an den Galgen befindlichen Uebelthäter, sonst nur eine Speise der Raben, wurden jetzt von Menschen verzehrt; voll Verzweiflung schlachteten Aeltern ihre Kinder, und diese wieder ihre Erzeuger, um sich vom Tode zu erretten; die Pest wüthete, und eine entsetzliche Kälte ver-

größerte noch um diese Zeit das Maß des Jammers.

Im sechszehnten Jahrhundert fielen bald die Russen, bald die Pohlen, bald die Schweden ins Land. Eine fünfjährige Pest raste beinahe die letzten Menschen weg. In diesen Gegenden, wo wir uns jetzt befinden, tummelte sich der Krieg und die Verheerung. Die drei Schlösser wurden Steinhäufen.

Die Schweden und Pohlen streiften im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts wieder in diesen Thälern. Sie mordeten, brannten und verheerten alles. Eine drückende Hungersnoth war die schreckliche Folge. In der Mitte dieses Sekulums wüthete die Pest, und verschiedene Einfälle der Pohlen und Russen ließen am Ende desselben die traurigsten Spuren nach.

Noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts schüttelten einmal die Furien des Hungers und der Pest ihre Fackeln über diese Gegenden; jedoch

zum Glück für Liefland und die Menschheit nur
eine kurze Zeit. — —

Die Nacht endet! Die Morgenröthe beginnt!
Die Sonne geht in Osten lieblich auf! Ihre
Strahlen zertheilen das dicke Gewölk, das den
Horizont bedeckte. Aber die Eichen sind herab-
gestürzt, der Strohalm wälzt sich trübe und brau-
send fort; lange wird es währen, ehe die jungen
Bäume ihre Gipfel so stolz erheben, wie ihre
niedergeworfenen Väter, der Strohalm wird nicht
so bald wieder so helle und klar rieseln, wie ehe-
mals. — Nur Geduld! Die Sonne scheint
jetzt so warm und mild auf diese Flur. Ehe ihr
es ahndet, wird die schöne Zeit wiederkehren,
die so sehnlich gewünscht, so zuversichtlich erwar-
tet wird.

Die Gutmannshöhle.

Noch einmal zurück ins Thal, das wir vor kurzem so schnell durchheilten. Wir haben diese malerischen Gründe schon von mehreren Seiten, von oben herab ins Auge gefaßt. Jetzt sehen wir nicht mehr unter uns hin. Wir sind im tiefen Schoße der schönen Natur. Lassen sie uns hier einige Augenblicke verweilen.

Wenn man von Treiden herab unten in die Ebene kömmt, die von beiden Seiten von Bergen eingeschlossen ist, so liegt rechts hinter einem moorartigen Wiesengrunde, die Gutmannshöhle, in der die alten heidnischen Bewohner dieser Gegenden vormals ihren Gotteedienst verrichteten.

Die Höhle ist auch noch jetzt eine der vornehmsten Plätze, in welchen die Letten noch immer ihren vormaligen Gottheiten verstohlen opfern. Sie bringen hier ihren Waldgöttern Geschenke dar, und rufen in ihren Nöthen ihre Glücksgöttin hier um Hülfe an.

Dummheit und Aberglaube haben noch immer unter ihnen ihre abentheuerlichen Thronen aufgeschlagen, und diese sowohl, als die Art, wie sie zur christlichen, und zwar erst zur katholischen und dann zur lutherischen Religion gebracht worden, ja selbst ihre, [noch zur Zeit äußerst beschränkten Begriffe, von allem, was eigentlich wahre Religion ist, entschuldiget es gewissermaßen, wenn sie sich nicht ganz von ihrem vormaligen Götterdienste entfernen.

Die katholische Religion wurde ihnen im dreizehnten Jahrhundert, als die Ritter und Mönche ins Land kamen, mit dem Schwerte in der Hand aufgedrungen. Mit Gewalt wurden

sie getauft. Das Wasser der Weihe hatte sie zu Christen gemacht, aber weiter auch nichts. Man glaubte, in den damaligen Zeiten genug gethan zu haben, wenn man nur den Menschen taufte, man glaubte dadurch schon ihn und sich selbst eine Stufe näher zur Gottheit zu bringen.

Sie ließen sich hier nieder, diese Diener Gottes, um Religion unter die heidnischen Einwohner zu verbreiten: Sie vergossen aber Menschenblut in Strömen, sie zertrümmerten die Freiheit des Volkes, dessen irdische und himmlische Glückseligkeit sie als den Zweck ihrer Sendung vorgaben.

Wer die Fasten genau beobachtete, die Geistlichkeit in tiefer Demuth verehrte, und besonders die Abgaben gehdrig entrichtete, war schon damals ein guter Christ. In dem Aeußerlichen bestand die ganze Religion. Dies war die Lehre der damaligen Zeit.

Als kurz darauf die Ordensmeister mit den Bischöffen um die Oberherrschaft zu streiten anfangen, bluteten die Neubekehrten, diese unglücklichen Schlachtopfer wechselsweise für beide. Endlich unterlag die Geistlichkeit, und mit ihr die katholische Religion. Die sogenannten Ketzer, welche in dem übrigen Europa auf das grausamste verfolgt wurden, flüchteten sich hieher, und mit ihnen kam auch der erste Strahl der Aufklärung nach Liefland. Der allgemeine Haß gegen die Geistlichkeit, das schändliche Betragen mehrerer Bischöffe, begünstigte die neue Lehre. Mit Riesenschritten verbreitete sie sich. Die katholischen Unterdrückten wurden in Lutherische verwandelt, aber sie gewannen nichts dabei als Veränderung der Form. Sie wußten eigentlich gar nicht, was sie wurden.

Nur erst gegen das Ende des verflorbenen Jahrhunderts haben mehrere würdige Geistliche es versucht, bessere Religionsbegriffe unter diesen

Leuten zu verbreiten: aber so lange im Allgemeinen keine Anstalten getroffen werden, der Jugend eine gehörige Erziehung zu geben, so werden alle Bemühungen der Prediger, diese Klasse von Menschen auf einen gewissen Grad von Kultur zu erheben, vergeblich seyn.

Noch jetzt bestehen meistens ihre Religionskenntnisse in einigen auswendig gelernten Antworten. Ihr Kirchengehen ist eine Gewohnheit, die die bei der Kirche belegene Schenke unterstützt. Ihre Taufen sind ihnen nichts weiter als Beschwörungsformeln, vor dem leidigen Gott sey bei uns. Ihr Abendmahl ist ein Abschluß ihres Schuldregisters, und beide letzteren, so wie das Kirchengehen, eine gute Vorbereitung zu einem Saufgelage, das gewöhnlich nach Beendigung derselben eröffnet wird.

Zugend aus Grundsätzen ist ihnen unbekannt, Moral ein leerer Schall, und da außerdem ihr Glaube sich auf nichts stützt: so opfern sie noch

immer in ihren Bedrängnissen ihren alten Göttern, die ihnen die Sagen der Vorzeit, als ihre Schutzgeister vorstellen. —

In einem steilen Abhange einer ins Thal hineintretenden Anhöhe, liegt die Gutmannshöhle. Sie ist eine geräumige Vertiefung, die muthmaßlich durch die Quelle, die in derselben rieselt, entstanden ist. Nach und nach hat diese sich eine größere Oefnung ausgehöhlt. Die oberen lockeren Sandsteine, sind in selbige hinabgestürzt, und durch die Quelle allmählig zer-malmt und fortgeschlänmt worden.

Endlich haben die, in der Wölbung befindlichen Sandsteine, durch den Zudrang der äußern Luft, eine größere Festigkeit erhalten, auch sind vielleicht selbige von jeher von einer härteren Masse gewesen, und haben solchergestalt die Höhle gebildet, die seit undenklichen Zeiten, der Zufluchtsort der bedrängten Letten gewesen.

Von hier gehen wir zurück ans Ufer der Na. Die Fähre ist bereits an der diesseitigen Abfahrt. Wir besteigen selbige. Der Charon stößt sie vom Lande.

Die Na.

Wir sind jetzt mitten auf dem Strohm. Wie eine bewegliche Kristallmasse spielt er unter unsern Füßen hin. Die kleinsten Wendungen der Fische, die auf seinem sandigen Grunde auf- und abwärts schießen, sind sichtbar, und in den flimmernden Zirkeln, die durch den Druck der Fähre strohmabwärts sich kräuseln, zittert die Landschaft, die kurz zuvor noch unbeweglich da stand. Die Fähre landet. Wir sind am andern Ufer.

Die Na durchschlängelt einen großen Theil Lieflands, und ist eigentlich äußerst fischreich: aber nur einige Güter sind auf eine höchst sonderbare Art in dem Besiz der Fischerei. Es darf nämlich gesetzlich der Fluß nur durch eine Wehre, hier eine Art von gestochtenem Zaun, an welchem die Nege befindlich sind, abgestaut, die tiefste Stelle im Strohm aber, die die Königsader genannt wird, nicht auf diese Art verdammt werden, damit die Fische einen Durchzug haben, um nach andern Gegenden hinkommen zu können.

Würde diese Anordnung so befolgt, wie sie hier beschrieben ist, so hinge es vom Zufall ab, wie etwa die Fische ihren Zug nehmen würden: aber — was geschieht?

So bald der Zug der Fische, vorzüglich der Lachse seinen Anfang nimmt, dämmt ein unterhalb liegendes Guth, den ganzen Strohm ab.

Kein einziger Fisch, ausgenommen die sehr klei-
nen, können durch diesen gestochtenen Damm
durchkommen. Die Netze häufen sich mit
Fischen aller Art an, und es ist unglaublich,
welche Menge oft in einem Tage, auf diese Art
gefangen werden.

Geschicht dieses irgendwo, und die Anzeige
davon kömmt zur Wissenschaft des Gerichts, so
wird der Contravenient, in eine, ein für alles
mal bestimmte Strafe condemnirt. Aber wer
soll es anzeigen? Der leidende Theil? Der ge-
winnt nichts weiter, als daß er etwa die Verur-
thigung gehabt hat, eine unrechte Handlung be-
kannt zu machen, denn der Zug der Fische ist,
während die Anzeige geschieht, die Sache unter-
sucht und abgethan wird, vorbei. Der Thäter
ist in die einmal festgesetzte Strafe verfallen, die
er mit Vergnügen bezahlt, weil er hundert mal
mehr an dem Werth der Fische in seine Tasche ge-
steckt hat, als die Strafe beträgt. Im nächsten

Jahre geschieht das nämliche. Dasselbe Prozedere erfolgt, dieselbe Strafe und derselbe Vortheil, also! —

Hier müßte — doch ich überlasse es dem Gesetzgeber, diesem Unfug zu steuern, dem so leicht abzuhelfen ist.

Vor mehreren Jahren hatte man das Projekt gemacht, die Na, die in einer Entfernung von vier Meilen, von der Stadt Riga, sich in die Ostsee ergießt, durch Kanäle, mit den ohnweit Riga gelegenen Landseen, die mit der Düna Verbindung haben, zu vereinigen, um auf solche Weise, die Produkte des innern Landes, auf einem leichteren Wege nach der Stadt zu bringen: aber es ist nicht ausgeführt worden, und wie sachkundige Männer versichern wollen, auch nicht ausführbar. Die Na soll nämlich, wegen den vielen seichten Stellen kein Strohm seyn, der befahren werden könne, und nur blos im Frühjahr, kurz nach dem Eisgange, so viel Wasser

mit sich führen, daß allenfalls in dieser Zeit, die jedoch nur einige Tage währt, etwas herab gelöst werden könne, welches indessen auch dann, wegen der vielen Krümmungen und des reißenden Strohms, große Schwierigkeiten habe. Ja auch dann würde, wie man behauptet, wenn selbst in dieser Zeit keine Gefahr für die Herabfließenden zu befürchten wäre, der geringe Vortheil bei weitem nicht die großen Kosten aufwiegen, die zur Ausführung des obgedachten Plans erforderlich wären.

Doch ich kann hierüber nicht urtheilen.

Relata refero.

Der Eisenberg.

Aus dem Thale, wieder auf die hohe Fläche zu kommen, die wir damals, als wir uns der Segeswoldschen Ruine näherten, vor uns hatten, giebt es eigentlich keinen andern Weg, den man Weg nennen könnte, als den, welchen wir schon einmal hinab gegangen sind. Wer sich aber nicht für das Klettern fürchtet, wer noch eine gesunde Lunge hat, der folge mir hier gleich von der Fährte auf dem kleinen Fußsteige nach, der vor uns gerade den Berg hinauf führt. Oben ist eine malerische Aussicht. Die Na liegt mit der Fährte zu unsern Füßen, links springt die Segeswoldsche Ruine vor, und deckt die hinter derselben liegende Landschaft; rechts entfaltet sich ein liebliches Thal.

Jeder Abhang, den man hier besucht, jede hervorspringende Anhöhe bildet andere Ansichten. Nur ist es schade, daß die meisten so mit Gebüsch bewachsen sind, daß man eigentlich erst an den mehrsten Stellen, rund um sich einen Versuch machen müßte, um den Anblick, der sich von dort aus darbietet, zu genießen. Doch derjenige, der nur die Stellen besucht hat, auf denen wir uns schon verweilet haben, hat hier schon an dem Busen der Natur seinen Hunger gestillt.

Die Anhöhe, die man links in einiger Entfernung wahrnimmt, hat von der Natur eine so sonderbare Form erhalten, daß sie einem aufgeworfenen Walle äußerst ähnlich sieht. Die Sage erzählt uns, daß die alten Eiven diesen Berg aufgeworfen, und daß sie hier auf diesem Fleck mehrmals für ihren väterlichen Heerd und für ihre Freiheit gekämpft haben sollen. Er

heißt auch wirklich noch jetzt (Liveskalne) der Livenberg.

Wenn man ihn aber näher betrachtet, so ist er, so wie er jetzt da steht, nichts weiter, als ein von allen Seiten abschüssiger Bergrücken, deren es in dieser Gegend mehrere giebt, und der nicht die geringste Aehnlichkeit von einer Schanze hat. Es ist nicht einmal oben eine kleine Vertiefung merkbar, in der etwa die Vertheidiger desselben, einen Theil ihres Körpers hätten verbergen können, und man kann, wie ich glaube, keinen schlechteren Vertheidigungsplatz finden, als gerade diesen. Fast von allen Seiten sind in einer geringen Entfernung andere Anhöhen, von denen man mit Steinen und Pfeilen diese erreichen konnte, auch ist der Platz nicht groß genug, um nur eine mittelmäßige Anzahl Menschen auf demselben postiren zu können, die noch überdies allen Anfällen ganz blos gestellt

gewesen seyn müssen. Doch die Zeit und andere Umstände haben schon manches verändert, wer kann es wissen, wie etwa dieser Fleck vor Jahr-
hundertern gestaltet gewesen.

Neben diesem Hügel liegt eine tiefe Schlucht, die ein kleiner Waldstrom, der sich hier nicht weit in die Na stürzt, ausgehöhlt hat. Der Weg hinab ist äußerst beschwerlich, indessen ist unten in der Tiefe eine Stelle, die wohl einer kleinen Mühe werth ist. Von beiden Seiten erheben sich beinahe senkrechte Abhänge. Ein schauerliches Dunkel, das durch die vielen Bäume an den Bergwänden vermehrt wird, deckt diese enge Kluft. Man hat nur einen einzigen Lichtstrahl, der zwischen den aufgethürmten Massen, die sich dicht zu den Seiten hinlagern, aus dem Thale hinein fällt, durch welches die Na strömt. Gerade dieser Spalte gegenüber, liegt der Tret-
densche rothe blutende Thurm.

Ach! ich wollte nicht nach ihm hinauf
sehen! — Muß denn hier überall die Erinne-
rung an die Schreckenszeiten, den frohen Augen-
blick der Gegenwart vergiften.

Der Weg nach Nurmis.]

Auf einem Kieselwege, der zu beiden Seiten
kleine Gräben hat, fährt man von nun an unter
Kornfeldern hin, die sich in unabsehbarer Weite
neben der Straße hinlagern; zuweilen werden
sie von Wiesen und Viehweiden unterbrochen,
zwischen welchen hin und wieder Bauerwohnun-
gen liegen.

Die Verschiedenheit der hier wachsenden Ge-
treidearten belustigt das Auge des Wanderers.

Die eine, die eben aus der Erde schießt, liegt wie ein grünes Tuch darüber ausgebreitet, die andere wird bei dem kleinsten Lüftchen in gelben Wellen auf und abgewogt, der Hanf steht hier wie ein kleines Tannenwäldchen mit seinen dunkelgrünen Zweigen, neben einer Buchweizensfläche, die mit ihren weisröthlichen Blüthen beschnit zu seyn scheint. Hier rankt sich der Hopfen an unzählbaren Stangen in die Höhe, die von weitem das Ansehen eines mit Spießen bewafneten Heeres geben, neben diesen duftet die Bohnenblüthe, und streuet Wohlgerüche rund in die Gegend umher, und dort weiden zahlreiche Heerden in den Niedrigungen.

Aus den Bauernwohnungen neben der Straße hüpfen muntere Knaben und Mädchen, die das Rollen des Wagens auf dem Kieselpflaster herausgelockt hat, dem Fuhrwerk entgegen; im vollen Trabe laufen sie neben dem Wagen hin, und bieten dem Reisenden Beeren an, die die

Jahreszeit hervor gebracht hat, und die die Natur hier, in diesen gesegneten Fluren so reichlich spendet. Mit einer Kleinigkeit sind sie für ihr Anerbieten belohnt, und noch lange hört man ihren Jubel über die empfangene kleine Belohnung hinter sich her tönen.

Glückliche Jugend! Im rosenfarbenen Schimmer lacht dir alles entgegen; die Phantasie mahlt dir reizende Zaubergestalten vor, wo deinen ältern Brüdern nur Schreckensbilder entgegen grinsen; heiter ist immer und ewig der Himmel über dir, kein Wölkchen der Schwermuth trübt deinen Gesichtskreis, den dir die Freude mit ihrem Sonnenglanze beleuchtet, und so gaukelst du auf blumigen Wiesen und unter Rosengebüschen jubelnd ins mannbare Alter hinab. —

Auch dieses wird dir nun in freundlicheren Gestalten entgegen hüpfen, als du vor kurzem noch hoffen durftest, und einst Greise, werdet

ihr euren um euch her versammelten Enkeln erzählen, wie glücklich ihr waret, daß ihr gerade in der jetzigen Zeit Kinder gewesen seyd.

Der Winterweg.

Einen Vortheil haben wir nördlichen Bewohner der Erde, vor denen des Südens, wenn man uns auch sonst keinen zugestehen will, es ist der, daß wir zum wenigsten einen Theil des Jahres einen Weg haben, der alle Chauseen in der Welt übertrifft. Der Winter macht uns alle Bodenarten, sie mögen aus Sand, Lehm, Moorgrund oder Kiesel bestehen, zu einem und demselben gebahnten Wege. Er führt seine Appische Straße über sonst unwegsame Moräste, über Flüsse und Seen

in gerader Linie fort, und verkürzt uns oft manche Reise zur Hälfte.

Wenn der erste Frost unsern Boden in eine Felsmasse verwandelt hat, und dann der Schnee die Fluren bedeckt; so werden in einigen Tagen alle unsere Wege vortrefflich. Mit einer unglaublichen Schnelligkeit gleiten die Schlitten auf denselben fort; die größten Lasten kann das kleinste Pferd in kurzer Zeit meilenweit ziehen. Spiegelglatt wird das Gleis, auf welchem unaufhörlich die beladenen Schleifen hintereinander fortrutschen.

Für unsern inländischen Handel ist der Winterweg äußerst vortheilhaft, und jedermann weiß, mit welcher Leichtigkeit alsdann, in kurzer Zeit die Waaren aus dem Innern des Reichs, nach den Häfen und den Pristans (Niederlagen an den größeren Strömen) transportirt werden. Welches Getümmel, welches Leben auf allen Landstraßen und in den Städten. Fast alle Waaren,

die in dem nächsten Sommer unsere Häfen an der Ostsee in die übrige Welt versenden, werden in dieser Jahreszeit, entweder nach den Handelsstädten selbst, oder doch nach den Orten hingedracht, von welchen sie im Frühjahr auf den Barken stromabwärts uns zugefloßt werden.

Selbst dem Reisenden gewährt eine schöne Winterbahn ein seltenes Vergnügen. In der größten Schnelligkeit, und fast ohne die geringste Bewegung macht man meilenlange Fahrten. Kaum hat man einen Berstpfosten am Wege gesehen, so ist wieder kurz darauf ein zweiter sichtbar, und eine etwas überspannte Phantasie sieht beinahe wie Münchhausen, lügenhaften Andenkens in diesen schnell auf einander folgenden Meilenzeigern, einen Staketenzaun, von einer Stadt zur andern.

Nachts funkeln die Sterne in dieser Jahreszeit, mit einem stärkeren Lichte, der Schnee, der den ganzen Boden bedeckt, giebt selbst einen

Schein von sich, der die ganze Gegend erhellet, und beim Mondenlicht wird die Nacht hier beinahe zum Tage. Man schläft in der fliegenden Sibitka ruhig fort, und wacht am andern Morgen in einer andern Weltgegend auf, ohne daß man es nur geahndet, daß man irgendwo anders als in seinem gewöhnlichen Bette geruhet habe. —

Auch diese schönen Wege, auf denen wir jetzt hinrollen, werden dann noch schöner, nur wenn im Frühjahr des Tages der Schnee auf den Anhöhen schmilzt, es des Nachts aber friert; so werden die Abhänge auf dem Wege, Eisflächen, die man dann mit einiger Gefahr hinabfährt.

Es schleudert nämlich der Schlitten auf dem glatten Eise auf die Seite, und da das Pferd selbst keinen festen Tritt hat; so geschieht es oft, daß ein solcher Schlitten immer mehr und mehr auf die Seite schurrend, selbst das Pferd mit

umdreht, so daß am Ende des Abhanges, der Schlitten in einer entgegengesetzten Richtung da steht, als er oben auf der Anhöhe war.

Dieses hat, falls das Pferd nicht etwa hin-
stürzt, oder der Schlitten umwirft, nichts auf
sich. Man wendet unten sein Pferd, und fährt
weiter; indessen weiß ich doch einen Fall, in
welchem ein solches Schleudern des Schlittens
einen Reisenden in den größten Mißmuth ver-
setzte.

Vor einigen Jahren reiste ein Ausländer im
Winter von Niga nach Petersburg. Seine Reise
war dringend, und er nahm sich also vor, sie
Tag und Nacht fortzusetzen. Die Bahn war
vortreflich, die Gegenden jagten seinen Blicken
vorbei, und am Abend hatte er schon eine be-
trächtliche Strecke des Weges zurück gelegt.

Als er in der Nacht bei einem Posthause,
wo die Pferde gewechselt wurden, anfahren
wollte, schleuderte sein Schlitten auf der Anhöhe,

die ohnweit dem Hause war, zur Seite, und drehte sich ganz um. Da dieses gerade beim Posthause geschah, so wendete der Postknecht nicht wieder, sondern hielt an, und spannte ab. Nun weckte er den Posthalter, erhielt von dem Reisenden sein Trinkgeld, und ritt sachte wieder nach seiner Station zurück.

Kurz darauf erschien der Posthalter; der Reisende bat, ohne aus dem Schlitten zu steigen, um baldige Expedierung, und da er dieser Bitte, ein gutes Douceur beifügte, wurde sie bald gewährt.

Daß der Schlitten so, wie er da stand, seine Richtung verfolgen wolle, war der ganz natürliche Gedanke des Posthalters, er fragte also nicht weiter, wohin der Reisende wolle, berechnete das Postgeld für die nächste Station, trat an den Schlitten, und empfing dasselbe.

Schnell ward angespannt, noch schneller ging es vorwärts, aber — zum Unglück für

den Reisenden, auf dem nämlichen Wege, auf welchem er gekommen war.

Bei der nächsten Station blieb er wieder im Schlitten, ward wieder schnell abgefertiget und fuhr immer weiter. So ging es auch bei der folgenden.

Als er endlich bei der vierten ankam, war der Tag schon angebrochen. Hier stieg er aus dem Schlitten, in den er die ganze Nacht süß geschlummert hatte, und ließ sich bei einer Schale Caffee, die er hier einschlürfte, mit dem Posthalter ins Gespräch ein. „Wie weit habe ich noch nach Dorpat?“ Nach Dorpat! versetzte der Posthalter. Nach Riga, werden Sie sagen wollen, Sie haben noch zwei Stationen zu machen. „Wie ist das möglich!“ schrie der erstere auf. Der Postmeister suchte es ihm begreiflich zu machen, und versicherte ihm zugleich, daß er es schon sonderbar gefunden, den Herrn wieder hier

zu sehen, den er erst gestern morgen die Ehre gehabt hätte, nach Petersburg zu expediren.

Denken Sie sich das Erstaunen des Reisenden, als er nun endlich überzeugt wurde, daß er die ganze Nacht durch gejagt habe, um — am andern Morgen auf dem nämlichen Fleck zu seyn, wo er den Morgen des vorigen Tages gewesen. — —

Wir nähern uns nun allmählig dem Guthe Murm's. Hier bei dem ersten Krüge, der zu diesem Guthe gehört, kehren wir links von der Landstraße den Seitenweg ein. Von weitem sehen wir Gebäude uns entgegen schimmern. Sie sind unser Ziel.

Der Park.

Hier ist die schöne Natur, nicht die nackte Holde, die noch vor kurzem unsern Pfad umgaukelte; hier sind ihr Rosenkränze ins lockigte Haar gewunden; hier ist ihr ein Gewand über die Schulter geworfen, das jedoch keine ihrer Reize ganz versteckt, sondern selbige nur noch mehr verschönert.

Ich sage hier nichts von dem geschmackvollen Gebäude, das uns schon von weitem her, dem Wege gerade gegenüber, wie ein Triumphbogen entgegen kömmt; nichts, von dem Wohngebäude, das in einem edlen Styl uns zur Seite liegt; ich schweige von der innern Einrichtung dieser Anlagen, die Geschmack und Kunst in sich vereinigen, aber sie gehören doch gewiß auch zur Verschönerung des Ganzen.

Der Park allein, der hinter dem Wohngebäude sich ausdehnt, ist der Platz, der die Aufmerksamkeit des Freundes der schönen Natur fesselt.

Mit einer seltenen Gabe hat hier im Park die Kunst der Natur geholfen. Es ist nichts gesuchtes, nichts überladenes in demselben, und gleich der erste Blick, den man hinein wirft, läßt vermuthen, was man zu hoffen habe. Gleich hinter dem Gebäude breitet sich ein großer schön grünender Rasenplatz aus, der beständig unter der Walze gehalten wird, und den, in einer ziemlichen Entfernung vorspringende Birkengebüsche in malerischen Gruppen begrenzen. Zu beiden Seiten dieses Platzes ziehen sich festgestampfte Kiefelfußsteige hin, die theils hinter die entfernteren Baumgruppen, theils von der Anhöhe herab in Vertiefungen führen. In einer derselben rauscht ein Bach über Kiesel und Felsen

hin, in der andern sprudelt nur eine kleine Quelle über den Rasen fort.

Wir folgen einem der Wege, die oben zwischen den Baumgruppen sich fortschlängeln. Hier! eine Bank, die den Wanderer zum Sitzen einladet; aber wir gehen weiter. Hier! eine Blumengruppe, neben einer Flora. Sie blenden das Auge mit ihrem bunten Farbungemische; aber wir verweilen nicht auf dieser Stelle. Der Fußpfad führt in ein Gebüsch, die Ansichten auf beiden Seiten werden durch die dicker sich um uns her drängenden Bäume geschlossen. — Wir sehen vor uns etwas weißes durchs Gebüsch schimmern. —

Ein kleiner geschmackvoller Tempel, zu dem einige Stufen hinauf führen, steht auf einem Bergvorsprunge. Zu unsern Füßen in der Tiefe, ein Wasser Spiegel, den ein gothisches Gebäude, in einer malerischen Form, begrenzt. Hinter diesem, und auf den Seiten erheben sich Berg:

massen, die weit über dasselbe hervor ragen, und die Scene einschließen.

Das Gothische Gebäude ist eine Mühle, die von dem Bache getrieben wird, der uns erst zur Seite rauschte, und nun hier unten, durch eine Stauung den Wasserspiegel bildet. — Der Nutzen hat sich hier mit dem Geschmaek vereinigt. —

Mehrere Wege führen, theils am Bache hin, theils an den Anhöhen hinauf. Sie sind aber weder zu häufig, noch sind sie mit allerlei Zierathen überladen.

Die Gegend ist zwar hier im Ganzen nicht so schön, als wie die im Park von Carlsruhe an der Animat, der Krone unserer reizenden Fluren: aber eine gewisse Ruhe, die Harmonie des Ganzen bringt hier in jedem ein sichtliches Behagen hervor, das dort durch die schauerlichen Scenen der Natur durchaus verdrängt wird.

Der Ueberdruß.

Ich weiß nicht, sagte vor einigen Jahren, ein in diesen Gegenden wohnhafter Deutscher zu mir, als ich diese Fluren zum ersten male besuchte; ich weiß nicht, was Sie und mehrere andere hier zu sehen haben! Sie klettern wie die tollen Menschen bergauf, bergab, und wir sind hier froh, wenn wir keinen Hügel zu erklimmen brauchen. Da lobe ich mir die Gegend um Niga, fuhr er mit einem gewissen Enthusiasmus fort, dort geht man immer seinen geraden Weg vor sich hin, und ich gestehe, daß mir eine Ebene, selbst wenn sie auch eine Sandfläche ist, ungleich mehr Vergnügen gewährt, als die hiesigen Tiefen, in denen man von unsers Gottes Himmel nur ein Fleckchen zu sehen bekommt.

Ich versuchte es, ihn vom Gegentheil zu überzeugen, aber er blieb halsstarrig bei seiner Meynung.

Sie sind von dieser Gegend eingenommen, sagte er endlich, weil Sie sie zum ersten male sehen. Vielleicht wird sie Sie noch zwanzig mal entzücken, aber ich, der hier die ganze Lebenszeit hindurch, seinen Aufenthalt gehabt hat, ich bin derselben so gewohnt worden, daß ich sie gerne gegen jede andere vertauschen möchte.

Ach! er hatte nicht unrecht! Was ist unser Leben! Ein beständiges Zagen nach Veränderungen und Wechsel, ein sich ewig drehendes Rad, über das sich immer neue Wünsche, wie das wilde Wasser hinab stürzen. — Vertauschen wir selbst nicht schon oft einen kostbaren Schatz, gegen einen schmutzigen Lappen, den uns unsere Phantasie nur so lange als reizend vorstellte, als wir ihn nicht besaßen, und macht uns nicht Gewohnheit, selbst ein Eden gleichgültig?

In der Carthause zu Mainz, von welcher bekanntlich eine reizende Aussicht ist, bewunderte vor mehrern Jahren der Prinz von S. die schöne Gegend, und pries den glücklichen Aufenthalt der Mönche gegen einen derselben, der sein Begleiter war. Ach, sagte der Mönch, wenn Ew. Durchlaucht nichts weiter, als nur immer diese Aussicht sehen sollten, Sie würden ihrer gewiß bald überdrüssig werden. Sie mögen recht haben, sagte der Prinz, nachdem er noch eine Weile am Fenster gestanden, denn — *toujours perdrix.* —

Wer wirft den ersten Stein auf diese? Wer wagt ihn, auf den Lobredner der Sandgefilde Niga's zu schleudern?

Die Valtemarsche Mühle.

Von Murmis aus, geht der Weg nur noch eine Zeitlang auf einer hohen Fläche weiter. Kleine Bergketten sieht man in der Entfernung sich hinaufwinden, und die Straße führt nun bald auf bald abwärts. Sie schlängelt sich selbst zur rechten und zur linken, um hier einem Hügel auszuweichen, und dort eine vor uns liegende Anhöhe auf der niedrigsten Stelle zu erklimmen. Oft führt sie auch eine Zeitlang zwischen Bergen hin, deren Abhänge gesprengt sind, um die Straße, je nachdem es erforderlich gewesen, zu heben oder zu vertiefen, und dadurch den Weg bequemer zu machen. Auf einem solchen Wege fährt man bergabwärts, ehe man zur Valtemarschen Mühle kommt. Ein rother senkrechter Felsen, von einer ziemlichen Höhe und Breite steht vor

uns; der Weg schlängelt sich an ihm vorbei, eine Brücke führt über einen reißenden Bach, der sich durch ein enges Thal drängt. Zur Linken liegt die Mühle.

Die Ansicht bei der Mühle selbst, ist zwar äußerst beschränkt, aber das Ganze macht hier einen herrlichen Effekt. Neben der Mühle stürzt sich das gestaute Wasser zwischen die Mühlenräder und über die Stauung wild herab, und stößt gerade auf den rothen Felsen los, der sich aus dem Wasser senkrecht neben der Mühle in die Höhe hebt. Das Wasser tobt und donnert an ihn heran, aber unerschütterlich steht er schon seit Jahrhunderten da. Er schaut hohnlächelnd hinab auf das tosende Wassergedränge, das mit schäumender Wuth gegen ihn anläuft, aber nichts gegen ihn auszurichten vermag.

Oben auf dem Felsen ragen Gesträuche und Bäume herüber, und von der Höhe laufen blaue Adern an ihm hinab, die vermuthlich von einem

blauen Lehmboden herrühren, der sich oben befindet und durch den Regen aufgelöst, längs dem Felsen hinunter geschlämmt wird.

An der Seite dieses Bergsturzes ist unweit demselben noch eine Felsenwand, die aus grauem Sandstein besteht; in demselben ist eine kleine Vertiefung in einer ziemlichen Höhe. Mit vieler Mühe kann man sie nur erreichen. Man findet hier aber weder eine schöne Aussicht, noch sonst etwas merkwürdiges, wenn man nicht allenfalls eine Menge Namen von denjenigen dazu rechnen will, die schon vor uns dieses Wagestück, ohne irgend eine Belohnung zu genießen, unternommen, und ihre Heldenthat, durch Eingrabung ihres Namens in den Sandfelsen verewigt haben.

Auf dem Berge.

In der Sprache der Letten giebt es manche sonderbare Ausdrücke, die sich jedoch, wenn man auf den Grund derselben zurücke geht, leicht erklären lassen. Als ihre ersten Gewaltigen sich hier in diesen Gegenden ansiedelten, bauten sie aus mehreren Rücksichten ihre Schlösser auf den Bergen und Anhöhen hin. Wann nun der Bauer von der Wohnung seines Herrn sprach, so sagte er ganz natürlich „die, auf dem Berge.“ — Dieses ist noch bis auf die jetzigen Zeiten geblieben, und wenn selbst der Edelhof in einer Niederung befindlich ist, so spricht noch jetzt immer der Bauer nicht anders von demselben, als wenn er auf einer Anhöhe läge. Ich werde nach dem Berge gehen, sagt der Bauer zu seinem Weibe, wenn er im Anfange der Woche sich zur Frohne anschickt,

und er geht von seinem Häuschen immer bergab in die Tiefe hin.

Selbst die bessere Wohnung jedes Deutschen, die Wohnungen der Förster, die Mühlen, alles liegt bei ihnen auf dem Berge. Als ich vor einigen Jahren in dieses Thal hinab fuhr, bot ein kleiner freundlicher Junge, der am Wege einige Ziegen weidete, mir in einer zusammengedrehten Baumrinde einige Erdbeeren an. Ich nahm sie, gab ihm ein kleines Gegengeschenk, und ließ mich mit ihm ins Gespräch ein. Bei wem dienst du, fragte ich? Auf dem Berge, antwortete er mir: Ich sah' mich rund herum um, und blickte unwillkürlich nach den Mühlen hinauf. Er lächelte mir freundlich zu, und um mich nicht weiter irren zu lassen, zeigte er mit seinen kleinen Fingern auf die Mühle im Thal. Da! da auf dem Berge sagte er, und trieb seine kleine Heerde immer weiter, der Tiefe zu. —

Von hier bis Wenden werden die Berge immer höher. Sie thürmen sich über einander auf, und der Weg schlängelt sich immer an ihnen hin. Man sieht wieder die Na, die jedoch nicht mehr so tief unter uns hinfließt, weil man nun längs derselben, und den Bergen wegfährt, die sich auf beiden Seiten gegen das Land hinaufziehen.

Vor dem ein und siebenzigsten Werstposten muß man eine Brücke passiren, die über die Ammat geschlagen ist. Dieser reißende Bach, dessen Ufer die malerischsten Ansichten Tieflands bilden, stößt hier in die Na. Ein steiler Weg führt jetzt aufwärts. Die Na wird wieder sichtbar. Malerische Bergketten schließen das jenseitige Ufer.

Unweit dem vier und siebenzigsten Werstposten ist uns ein senkrechter Abhang zur Seite. Die Na wühlt hier unter unsern Füßen sich jährlich ein breiteres Bette aus, und man ist wieder

gezwungen, den zur Seite liegenden Berg von Zeit zu Zeit abzugraben, um eine sichere Fahrt zu erhalten.

Es geht wieder bergab, und nur ohnweit Wenden muß man noch einmal eine beträchtliche Anhöhe, den Goliaths-Berg hinauf.

Der Boden ist hier sandig, und die Auf- fahrt äußerst beschwerlich. Oben aber hat man eine prächtige Aussicht.

Fast in einem Zirkel liegt die Landschaft zu unsern Füßen. Die Aa blickt hin und wieder zwischen den belaubten kleineren Anhöhen vor. Eine Kette von Bergen schließt die majestätische Scene ein, und im blauen Dunst ragen die ent- fernteren Höhen ganz am Ende des Horizonts über einander hin.

Zur Rechten liegt das niedlich bebaute Güt- chen Meiershof. Es ist auf einer Erdzunge an- gelegt, die bis an die Aa reicht. Der Besitzer hat in dem Wäldchen einige Gänge angebracht,

die hinab bis an den Strohm, und wieder aufwärts führen.

Jetzt sehen wir die Stadt Wenden schon vor uns liegen. Sie ist an einem Anberge gebaut. Terrassenartig ragen die Häuser über einander empor. Der Kirchturm blickt rechts über alle Häuser her. Links zur Seite der Stadt stehen die Ruinen des alten Schlosses, und in einiger Entfernung schimmern die rothen Dächer einiger Gütter durch die belaubten Bäume durch.

Es geht bergab. Kurz vor der Stadt liegt das derselben gehörige Guth Jürgenshof zur linken.

W e n d e n .

Ueber ein holpriges Steinpflaster geht es bergaufwärts in die Stadt hinein. Es ist um so auffallender, da man bisher die schönsten Wege gehabt hat.

In den Gassen stehen hin und wieder Laternen. Sie leuchten aber bloß, wenn die Sonne auf die Scheiben scheint, denn sie werden nie, oder höchst selten angezündet.

Vor einigen Jahren war ein solcher Fall. Ein Gouverneur unserer Provinz brachte eine Nacht in dem Städtchen zu. Es war im Sommer, und wie bekannt, sind die Sommernächte bei uns helle. Die wendenschen Laternen wurden aber diesmal angezündet. Sie brannten

diese Nacht, und weiterferten mit den Strahlen der Abend- und Morgensonne.

In den dunklen Winternächten ist hingegen im Städtchen die dickste Finsterniß. Nur ein paar Laternen an dem Klubhause, und an wenigen andern Häusern erhellen einige Schritte.

Es ist indessen zu entschuldigen, wenn in einem Orte, wo der größte Theil der Bewohner arm ist, diese Zweige der Polizeiverwaltung vernachlässigt werden: Wenn aber in den größern und wohlhabendern Städten noch immer die Laternen unangezündet bleiben, wenn Mondschein im Kalender steht; — Wenn auch da das Pflaster zum Halsbrechen ist; — Was soll man da sagen? — —

Die ersten Häuser bei der Einfahrt in die Stadt sind gut gebaut, auch trifft man noch einige niedlich aufgeführte Gebäude in der Stadt

selbst an. Steinerne und hölzerne Häuser wechseln mit einander ab. Die meisten sind mit Dachpfannen gedeckt, einige haben hölzerne Dächer, und manche Gebäude zeigen nur zu deutlich die Armuth ihrer Besitzer.

Von der Ringmauer, die sonst die Stadt umgab, findet man noch einige Ueberreste. Einigen Häusern dienen sie jetzt zum Fundament; einige sind ganz auf sie aufgeführt. Die Vorstädte sind sonst ansehnlich gewesen; aber theils die Drangsale der vorigen Jahrhunderte; theils die großen Feuerschäden haben sie verwüstet. Selbst in der Stadt findet man noch mehrere wüste Hausplätze.

Auf dem Marktplatz ist ein großer Brunnen, der sein helles starkströmendes Wasser aus einer hölzernen Röhre erhält, die nach der vordern Seite zu liegt. Der Brunnen ist auf der höchsten Stelle in der Stadt, und da in

der Nähe kein höherer Berg liegt; so weiß man auch bis diese Stunde noch nicht, von wo dieses Wasser her geleitet ist. Vor mehreren Jahren soll ohnweit dem Markte ein Keller gegraben, und mehrere Klaftern in der Tiefe, eine große kupferne Röhre gefunden worden seyn. Man vermuthete nicht ganz ohne Grund, daß diese Röhre vielleicht das Wasser zu dem Brunnen führe, und man war vorsichtig genug, sie wieder zu verschütten.

Die Kirche, ein gothisches Gebäude, ist noch ein Denkmahl der Vorzeit. Sie ist im Jahr 1284 erbaut. Das Gewölbe derselben ruht auf acht Pfeilern, und man hat von allen Seiten große gemauerte Stützen angebracht, um das Ausweichen derselben zu verhindern.

In dem Chore linker Hand liegen die drei Leichensteine der Ordensmeister Loringhof, Pletzenberg und Brüggency. Rechts ist das Monument des Bischofs Johann Patricius.

Diese Denkmähler gehören zwar nicht zu den Kunstwerken des Alterthums; besonders ist das letztere äußerst steif und plump gearbeitet. Es hat aber dennoch seine Verehrer, und es sollen, wie die Sage geht, noch immer kotholische Geistliche aus Pohlen hieher wallfahrten, um zum wenigsten bei dieser Reliquie, sich die Verdienste dieses großen Bekehrers lebhafter ins Gedächtniß zu rufen.

Die Bekehrungssucht.

Als zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts Lief-
land gänzlich mit Pohlen vereinigt wurde, ward
hier in Wenden ein neues Bisthum errichtet.
Der sich schon zu sehr ausgebreiteten Reformation
sollte entgegen gearbeitet, und Liefland dem hei-
ligen Stuhl wieder gegeben werden. Die wen-
densche Kirche ward zur Domkirche erhoben.
Die Proselitenmacherei wurde mit stärkerem
Eifer als je betrieben, und wo Ueberredung
nicht half, mußten andere Mittel in die Stelle
treten.

Der Adel wurde durch Versprechungen und
wirkliche Geschenke zur Veränderung der Reli-
gion bewogen; der Bauer durch Bestärkung im

Uberglauben und durch geringe Gaben zum Uebergang gelockt; die lutherischen Prediger vertrieben; die Kirchen derselben in katholische verwandelt; — kurz, alles herbei gesucht, um die päpstliche Religion zur überwiegenden zu machen.

Johann Patricius war einer der Eifrigsten, um die verirrtten Liefländer wieder in den Schooß der allein seligmachenden Kirche zurück zu führen. Er wurde aufs kräftigste von der Regierung unterstützt, und es lag gewiß nicht an ihm, wenn nicht ganz Liefland wieder seine Knie vor dem päpstlichen Nimbus beugte.

Mit Schaudern sieht der Menschenfreund noch jetzt auf die traurige Epoche hin, da die Intoleranz mit kräftigem Arm ihre Schlangengeißel über Liefland schwang. Die Schreckensscenen, die mehrere Jahre hindurch in Dörpt und Pernau und hauptsächlich in Riga vorfielen,

waren die Folgen derselben. Der Aberglaube triumphirte. Die Dummheit siegte über die Vernunft, und es lassen sich noch jetzt manche sonst unerklärbare Begriffe unseres Landmanns aus diesen Zeiten enträthseln.

Die Ruinen des Wendenschen Schlosses.

Von der Kirche, die wir jetzt verlassen, geht man durch eine schmale Gasse, dem Schlosse zu. Schon in der Gasse selbst, ohnweit dem Schloßthor hat man eine malerische Ansicht. Die eigentliche Burg liegt mit ihren Trümmern uns zur Linken; ein Nebengebäude im Schloßhose rechter Hand verdeckt uns einen Theil der Landschaft; vor uns aber ist eine Tiefe, die eine herrliche Wirkung mit den weiter hinten liegenden Anhöhen macht.

Wir treten durch das Thor, und die Aussicht wird mit jedem Schritte romantischer.

Die Ruine, die jetzt vor uns liegt, ist in jedem Betracht die merkwürdigste unseres Landes. Ihr großer Umfang, die dicken Mauern, die hohen Thürme, die noch erhalten sind, die kühne Bauart dieser Massen: — Alles erregt Bewunderung. Eilen wir ihr näher zu kommen.

Das Hühnerhaus, mit seinem Strohdach, welches hier unten an die Mauer angeklebt zu seyn scheint, lassen wir links, und gehen auf diesem Fußsteige, neben dem Felsenstück, das uns zur rechten bleibt, in die innere Burg.

Vor uns eine große Tiefe, hinter welcher sich die Landschaft erhebt. Rechts ein zerrissener Thurm, und links, die noch gut erhaltenen zwei runden Thürme, zwischen denen die äußern Fasademauern, besonders von einer Seite ziemlich conservirt sind.

Die Seitenmauer, die nach dem Innern des Schloßhofes geht, hat mehr gelitten. Die alles zerstörende Zeit, hat nicht allein diese Verwüstung angerichtet, und man hat in den letzten Jahren befürchtet, daß diese Mauer ganz einzustürzen möchte. Dieserhalb ist vor kurzem ein zierlicher Pfeiler untermauert worden, der mit dem Ganzen lächerlich contrastirt.

Von dem größten Rittersaal, der zwischen diesen Mauern und den beiden Thürmen befindlich gewesen, ist die Decke eingestürzt. Man kann inzwischen auf seinen Umfang aus den Seitenpfeilern urtheilen, die über die ungeheuern Fensteröffnungen angebracht sind, und muthmaßlich die gewölbte Decke getragen haben.

Steigen Sie getrost mit mir über dieses verfallene Gemäuer aufwärts. Wir kommen in den Thurm, der uns zur Rechten liegt. Ein

gut erhaltenes rundes Zimmer, mit einer, im gothischen Geschmack gewölbten Decke nimmt uns auf. Aus den drei Fensteröffnungen hat man eine herrliche Aussicht. Jede derselben ist ganz von der andern verschieden.

Aus der Oefnung gerade vor uns sehen wir den Nußberg zu unsern Füßen. Ueber ihn weg erblickt man die Ruidera der Catharinenkirche. Sie ist ganz im gothischen Geschmack erbaut gewesen. Nur die Seitenmauern sind noch erhalten. Das Dach ist eingestürzt.

An der einen Seite ist oben Gebüsch gewachsen, und noch im vorigen Jahre stand eine schöne schlanke Tanne auf derselben. Aberglaube und Habsucht haben sie umgestürzt. Man hat unter ihr einen Schatz vermuthet, und den Stamm umgehauen, um besser zu demselben gelangen zu können.

Hinter dieser Kirche blicken in einiger Entfernung die rothen Dächer des Balthchens Glude hervor, und weiter hinaus erhebt sich amphitheatralisch die Gegend, die endlich blaue Berge im Hintergrunde begrenzen.

Aus der Oefnung zur Rechten, sieht man den zerrissenen Thurm, und einen Theil der Ruinen des Schlosses im Vorgrunde. Weiter hin einige neuere Gebäude, die dem Besitzer des Schlosses gehören, und dann hinter denselben eine weit ausgedehnte Landschaft.

Aus der Fensteröfnung zur Linken ist die Aussicht beschränkter. Ein Thurm jenseit des ersten Schloßgrabens, eine eingefallene, sich weit hinziehende Mauer, und ein Theil der Stadt.

Zu dem Eingange hinaus, durch welchen wir in dieses runde Zimmer eingetreten, ist der

Anblick erschütternd. Nichts wie Graus und Schutt zu unsern Füßen. Zerbrochene Wendeltreppen und Steinhäufen neben uns. Zur Seite und vor uns hohe kahle Mauerwände des Rittersaals.

Durch die hohlen Fensteröffnungen und Mauerrisse fallen die Sonnenstrahlen getheilt hinein. Sie beleuchten stellenweise, schauerlich die gegenüber liegenden Massen, und der blaue Himmel ist unsere Decke.

Hier, wo sonst der Ordensmeister mit seinen Rittern im festlichen Prunke ihre Zusammenkünfte hielten: Hier, wo vormals die Despotie und Hierarchie sich im furchtbarsten Glanze, den zitternden Untergebenen zeigte: Hier liegt alles in Trümmern. Raubvögeln sitzen in den verfallenen Mauern, und Nachts schwirren Eulen und Fledermäuse in den öden Gemächern umher.

Die Wichtigkeit der Erdengröße steht furchtbar anschaulich vor uns da. Die Bilder der Vergangenheit drängen sich gewaltsam unserm Gedächtnisse auf, und die Stelle, auf der wir uns befinden, versinnlicht uns die Schreckensscene, die der erste Grund dieser Verwüstung war.

Die Sprengung des Schlosses.

Im Jahr 1577 rückte der Zar Iwan Basilowitsch unvermuthet in Liefland ein. In Zeit von zwei Monaten eroberte er die meisten Schlösser dieser Provinz, und rückte endlich vor Wenden, das Herzog Magnus zu seinem Aufenthalt gewählt hatte, und wohin mehrere Adelige ebenfalls geflüchtet waren. Der Zar forderte Stadt und Schloß auf, sich zu ergeben. Magnus, der es wohl fühlte, daß er den Zaren gereizt, und seinen Zorn verdient hatte, sah kein anderes Rettungsmittel, als um Gnade zu bitten. Seine Räte, Kursel und Plettenberg, wurden deshalb von ihm ins russische Lager gesandt. Sie sollten ihn und sein zeitheriges Benehmen entschuldigen,

und zugleich Verzeihung erslehen. Ihr Antrag ward aber verworfen, sie aus dem Lager gepeitscht, und ihnen befohlen, ihrem Herrn anzudeuten, daß er persönlich erscheinen müsse.

Wenden war in schlechtem Vertheidigungsstande. Gegenwehr unnütz, und da der Zar dem erlassenen Befehl die Drohung beigefügt hatte, so fort stürmen zu lassen: so entschloß sich Magnus, persönlich um Gnade zu bitten. In Begleitung von fünf und zwanzig Edelleuten, verließ er die Stadt, und ritt ins russische Lager.

Sobald er sich demselben näherte, stieg er vom Pferde. In einer demüthigen Stellung, ging er dem Zar entgegen. Schon von weiten warf er sich auf die Knie, und flehte um Schonung und Gnade.

Der Zwan kam ihm reitend entgegen. Der Anblick dieses bittenden Königssohns rührte ihn. Er sprang vom Pferde, und half ihn selbst in die Höhe.

In diesem Momente geschah ein Schuß aus der Stadt, der zwar den Zar verfehlte, aber nahe bei ihm vorbei fuhr.

Zwan ließ in der ersten Erbitterung alle Edelleute, die den Herzog begleitet hatten, nieder machen, und Magnus selbst wurde als Gefangener eingekerkert und bewacht.

Die Russen rückten sogleich in die Stadt, und es war sehr natürlich, daß man in der ersten Hitze Grausamkeiten gegen die Einwohner ausübte, daß man mehrere für einen Frevel bestrafte, den doch nur ein einziger begangen hatte.

Viele von den Stadtbewohnern flohen aufs Schloß. Von den Thürmen sahen sie die Behandlung an, die ihre Mitbürger erlitten, und sie konnten im voraus absehen, daß ihnen ein ähnliches Schicksal zu Theil werden würde.

Das Schloß ward aufgefordert. Die Bewohner mochten sich nun ergeben, oder vertheidigen; so war Tod ihr Loos, und sie entschlossen sich, demselben getrost entgegen zu gehen.

Fünf Tage lang ward das Schloß von allen Seiten beschossen. Eine Mauer stürzte ein, und der Muth der Belagerten sank. Verzweiflung trat an die Stelle. Man faßte den Entschluß sich in die Luft zu sprengen.

Alles vorrätliche Pulver wird unter ein Gewölbe, neben dem Rittersaal gebracht. Die

Geistlichen bereiten sich und die übrigen zum Tode. Alles nimmt von einander Abschied. Einer umarmt den andern. Man spricht sich Trost zu. Gatten sagen sich das letzte Lebewohl. Zitternd klammern sich die Kinder an ihre Aeltern. Mit Angst, aber auch mit einer gewissen Sehnsucht erwartet man den schrecklichen Augenblick.

Die Russen beginnen den Sturm. — Auf den Knien liegend, betet der größte Haufe mit Inbrunst zu Gott, und empfiehlt sich seiner Barmherzigkeit. — Die Stürmenden rücken näher. — Ein Lebewohl erschallt von allen Seiten. — Schon ertönt das Victoria der Sieger, die die Mauer erstiegen haben — und in dem Augenblick zündet Heinrich Voismann aus dem Rittersaal durchs Fenster, das Pulver.

Krachend schleudert der Feuerschlund die Felsenmassen in die Luft. Eine Dampfwolke verfinstert den Horizont. Sie zieht sich langsam von der Burg in die Höhe, und ein Jammergeschrei ertönt jetzt überall. — Männer und Weiber, Kinder und Säuglinge liegen zerschmettert auf dem Boden! Boismann ist auch unter ihnen! Nur so lange lebt er noch, um dem Zar selbst die schreckliche That erzählen zu können.

Diejenigen, die sich in Kellern und andern Gewölben versteckt hatten, fristeten ihr Leben nur eine kurze Zeit. Sie wurden von den wüthenden Stürmenden langsamer und qualenvoller getödtet. —

Doch weg von diesem Bilde! — Hinab von den Trümmern. Hinaus in die schöne Natur. Hinaus auf die Zinne des Tempels,

die sie hier ihren Freunden erbaute: hier noch einen froh: wehmüthigen Blick zurück auf die schönen Höhen, und in die entzückenden Thäler, die wir durchwanderten.

Vielleicht begleite ich dich, lieber Leser, wenn du anders mit mir zufrieden warst, bald noch weiter hin, ins romantische Land, oder auch zu den Denkmählern der Vorzeit, die sich hier so häufig darbieten.

Doch ehe wir scheiden, noch einen —

Blick in die Zukunft.

Mit Freudenthränen im Auge, sieht der Patriot auf diese reizende Fluren hin. Seit einem Jahrhundert schwebt der Adler Rußlands mit seinen schützenden Fittigen über ihnen! Der Donner des Krieges ist lange verhallt, die Eumeniden der Verheerung sind aus diesen Gegenden verscheucht.

Eine neue Sonne ist seit kurzem über ihnen aufgegangen. Ihre wohlthätigen Strahlen werden aus diesen entzückenden Gegenden ein Elysium bilden, wie selbst die kühnste Phantasie zu erschaffen nicht vermag. Mit prophetischem Geist hat schon jener Dichter bei der Krönung

Alexanders, diese schönen Zeiten im voraus verkündet. Hier sind seine eigenen Worte:

Ha! ich seh' mit Feuerblicken
 Fern in deine Zukunft hin;
 Seh' dich Rußland mit Entzücken
 Gleich dem Paradiese blühen;
 Seh' wie dreist und ohne Decke
 Licht und Recht und Wahrheit geht;
 Wie des Daseyns hohe Zwecke
 Selbst der Niedrigste versteht;
 Wie die Bosheit mit dem Wahne
 Zähneknirschend untergeht. —

Glorreich schwingt die Siegesfahne
 Tugend und Humanität!
